

ALFRED DÖBLIN

UNSERE SORGE DER MENSCH

TH
W
VERLAG KARL ALBER MÜNCHEN

Real
ALFRED DÖBLIN / UNSERE SORGE DER MENSCH

A11

sind wir also, die doch so stolz waren, aus einem Urwaldstadium herausgetreten zu sein, Städte hervorgebracht zu haben, Kultur über Kultur, und die Dramen von Sophokles und die Statuen des Phydias.

Aber wir stocken: Die antiken Statuen und Wundertempel hat man ja aus dem Boden graben müssen, wohin sie auch eine Verwüstung geworfen hatte.

*

Unsere Sorge: der Mensch.

Wir singen nicht mehr mit Schiller: „Wie schön, oh Mensch, mit deinem Palmenzweige, stehst du an des Jahrhunderts Neige“.

Die Klage des Menschen von heute. Aber wir vergessen nicht: Wenn die Zerstörungen auch so unaufhaltsam, in Sprüngen und mit Erholungspausen, ihren Weg gehen, gar so leicht ist das Menschengeschlecht doch nicht umzuwerfen. Es bleibt inmitten der Katastrophen der Tag, ja der immer wieder schöne und in aller Trübsal bezaubernde Tag und der Sonnenschein. Und da breiten sich vor uns die Wiesen und die Berge und der Wald aus. Und da kommen mit dem Tag die hundert kleinen Vorhaben unseres Lebens, die Freuden und Zerstreungen. Es bleibt unerschüttert von dem, was wir anrichten, der Herbst und der Winter und das bunte Laub an den Bäumen. Und da gibt es das Zusammensitzen mit Freunden, mit alten und mit neuen, und Gespräche, und da ist man mit diesem Mann oder mit jener Frau verbunden, und da sind Kinder und die Musik und die Spiele.

Und in all dem fühlen wir und wissen: wir sind hier gut aufgehoben. Wenn wirklich Grund zu einer letzten schweren Verzweiflung wäre, wie könnte dann die Welt so herrlich stehen, herrlich im Großen und im Kleinsten, dennoch so überwältigend, zum Hinsinken gewaltig, ungeheuer, alles übersteigend, was man sich ausdenken kann, — freilich auch so schauerlich und unfassbar.

Wir wollen nun hingehen mit unserem kleinen Licht, unserem Verstand, und sehen: Was ist das mit uns Armen, mit uns Menschen? Was geschieht uns hier?

*

Vorerst: Die Not betrifft uns Menschen.

Betrifft sie in der Welt, die wir kennen, nur uns? Oder ist sie allgemein verbreitet und lastet die Not gleichermaßen auf Menschen, Tieren und Pflanzen, also auf allem, was in der Zeit lebt, so daß wir zu keiner Erkenntnis dieser Not kämen, wenn wir nur auf die Menschen blickten? Der Prediger Salomon klagt:

„Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh. Wie dieses stirbt, so stirbt er auch. Und hat alles einerlei Odem. Und der Mensch ist nicht mehr denn das Vieh. Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fährt und der Odem des Viehs abwärts unter die Erde?“

Uns zeigt ein Blick in das Tierreich: es geht dem Menschen nicht so wie dem Vieh. Dem Vieh geht es viel besser.

Betrachten wir einen Hahn. Er steht draußen irgendwo im Freien, ein prächtiges Tier. Er schlägt mit den Flügeln, richtet sich auf, wirft den Kopf zurück, kräht und stolziert weiter. Wir stellen sofort fest, der Hahn ist dem Menschen, der zu seinem Herrn bestimmt ist, in vieler Hinsicht über. Er hat sein mächtiges Gefieder, das ihn wärmt und bedeckt. Das wächst an ihm ohne sein Zutun. Er ist sofort geschmückt. Ganze Industrien, ohne technische Fortschritte, ohne Wirtschaftskrisen sind an ihm installiert. Wie wir ihn auch betrachten, er ist zweckmäßig gediehen, fertig in sich gegründet. Er ist, finden wir, begnadet von der Natur.

Ich will hier nicht zu Rousseau führen. Der Vergleich soll nur aufdecken die eigentümliche, fremdartige Rolle, die Sonderrolle des Menschen in der Natur, seine Sonderart, seine Unnatur. Für die Schnecken im Boden, für die Fische im Wasser, für die Vögel auf den Bäumen ist von der Natur gesorgt. Dem Menschen wird viel aufgebürdet. Es werden von ihm Kräfte und Fähigkeiten verlangt, über die er verfügt und — nicht verfügt. Es wird viel aufgebürdet seinem individuellen Denken, seinem Geist, seiner Kombinationsgabe. Er hebt sich damit hoch über die Pflanzen und Tiere, aber er kann auch grausig niedergeworfen werden. Das gehört zu seiner Existenz.

*

Betrachten wir, wie es dem Menschen geht, wie er seine Gesellschaft gründet. Denn er muß Gesellschaften gründen, Staaten bauen, mit denen er sich vervollständigt, ohne die er nicht leben kann, und die ihm überhaupt erst zu seinem natürlichen Dasein verhelfen.

Die Gesellschaft aber, — wenn wir auf diese menschliche Leistung blicken, denken wir sofort an die geheimnisvollen Staaten der Bienen und Ameisen, mit ihrer Gleichmäßigkeit, ihrem einleisig feststehenden Wachstum. Warum es hier besser geht, begreifen wir sofort: diese Staaten sind Staaten der Bienen und Ameisen, aber nicht Produkte ihres Nachdenkens, ihres Willens und ihrer Bemühung. Diese Staaten sind weder von den einzelnen Tierchen geschaffen noch in dem Zusammenwirken sämtlicher Tierchen entstanden. Sondern hinter ihnen und in ihnen äußert sich eine anonyme rätselhafte Kraft und dirigiert sie. Sie stellt diese Staaten hin, eine Kollektivvernunft, eine Artvernunft, pflegen wir zu sagen. Sie kommt aus demselben geheimnisvollen Bereich wie jene Vernunft und Planung, welche den Hahn auf dem Hof mit seinen Fabriken und Einrichtungen bedacht hat.

Aber der Mensch, begabt mit einer individuellen Vernunft, mit seinem Willen, seiner Freiheit sich zu entscheiden, er vermag von sich aus nicht solche Staaten herzustellen, — was aber von ihm verlangt wird, um sein Leben wie diese Tiere zu sichern.

Der Prediger hatte geklagt: „Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fährt, und der Odem des Viehs abwärts unter die Erde.“ Wäre es so, wäre des Menschen Odem wie der des Viehs, also der menschliche Geist und die menschliche Art wie die des Viehs, und führen wir abwärts, so wären wir Vieh und hätten nichts zu tun, als dem zu folgen, was uns bewegt, uns treibt und dirigiert, und wir würden fröhlich hingehen und könnten die Existenz hinnehmen, die uns zufiel. Wir vermöchten es und wären froh. Aber — wir vermögen es nicht.

Warum verhält der Mensch sich aber so grundverschieden vom Tier, warum paßt der Vergleich nicht auf ihn, warum steht er, wie seine Geschichte und sein tägliches Leben zeigt, so schief und unrichtig in der Natur, in die er sich dennoch so krampfhaft mit seiner Technik einzuwühlen versucht und die ihn doch nicht annimmt?

Es ist etwas Besonderes an der Menschenart, etwas, das ihm nicht erlaubt, stolz über der Natur zu thronen, etwas, das ihn dazu treibt, zugleich die Natur zu umarmen und sie unter sich zu stoßen.

An seinem Odem ist etwas, das ihn anderswohin treibt. Es ist hier etwas Naturwidriges, Naturfremdes, in die Natur gesetzt und mit Natur gekoppelt. Und das gibt keine Ruhe und läßt den Menschen nie ohne Vorbehalt froh werden.

Und darum muß der Mensch immer Fragen nachgehen und eine Geschichte solcherart aufführen, wie wir sie kennen: bauen und umstürzen — und sich bewegen wie in einer Verbannung. Und er kann, — so wunderbar und trostreich, ja vollkommen hier alles ist, so bezaubernd Himmel und Erde dastehen, — er kann hier eigentlich nichts stehenlassen und sich ohne Hintergedanken freuen. Er muß alles in Frage stellen, immer wieder muß er gegen alles wüten, und wie oft wirft er sogar überwältigt und verzweifelt, im Gefühl der Ratlosigkeit und Ohnmacht das Leben weg.

Er kann zu keinem Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön“. Seine Lösungen befriedigen ihn nicht. Sie bestehen nie das Examen vor der Unerbittlichkeit seines Innern.

Daher kommt nach einer Weile über seine Staaten und Kulturen etwas wie eine Müdigkeit. Sie schrumpfen zusammen. Sie werden ausgehöhlt und ausgetrocknet. Warum? Der Mensch zieht sich aus diesen Gebilden, aus dieser seiner Schöpfung wieder zurück, aus einem abgelebten Gehäuse. Er hat sich in ihnen und an ihnen erschöpft. Das fühlt er. Aber er lebt weiter, — und die Welt beginnt von neuem.

Man kann diese Gehäuse von Kulturen wie Pflanzen betrachten mit ihrem Keimen, Blühen und Welken. Das ist richtig, aber erschöpft die Situation nicht. Sichtbar ist, daß hier ein neuer menschlicher Ansatz vorliegt, ein Ansatz, sich darzustellen und zu entwickeln, ein neuer Sprung und eine Bemühung, groß, wirklich da zu sein als Mensch in Natur und Geschichte, mit Natur und Geschichte. Und das ist seine Vornahme, und ist vergebliche Vornahme. Denn nun setzt er wieder an, und eine neue Tragödie beginnt. Wieder bereitet sich vor ein seufzendes Sichablösen, abermals die Frage und die Besinnung.

So wird seine Geschichte eine Serie von Aufbau und Einsturz, ein stürmisches Wuchern ohne Resultat.

Gesellschaft hingewiesen, die sich immer wieder einschlichen, die politischer und ökonomischer Art seien, etwa ungesunde Herrschaftsverhältnisse, gegen die eben früher oder später die menschliche Natur rebelliere. Und man hat daraufhin Pläne, ideale Schemata entworfen, welche den so bedingten Einsturz der Türme verhindern sollen.

Und da gab es zum Beispiel einmal den wohldurchdachten Plan des alten Platon, niedergelegt in seinem Buch „Politeia“, welcher aus der Not herausführen und die menschlichen Verhältnisse auf einer gesunden Basis stabilisieren sollte. Die Tugend, welche bei Platon eine aristokratische Tugend ist, bildete den Ausgangspunkt seines Planes. Platon dachte, auf dieser aristokratischen Tugend ließe sich der ideale, wahre und gute Staat, der dem Menschen gemäße, feste und glückliche Staat gründen.

Aber wie sieht solch ein Staat aus, entsprungen dem Gehirn eines großen Philosophen? Wir stehen vor einer Konstruktion, welche ihm seine Zeit eingegeben hat, einem Schatten der Zeitgeschichte, einem Schema, das blut- und hilflos ist, weil es nicht von Menschen, sondern von Steinen oder Schachfiguren redet. Es ist ein schauerliches Ding, was Platon da konzipiert hat. Er stellt sich drei Stufen vor, drei Klassen, drei Schichten, drei Menschengruppen. Sie sollen in einer Pyramide einen idealen Staat bilden, mit königlichen Philosophen, den besten, schönsten und weisesten Menschen an der Spitze. Unter ihnen sollen sich Starke, Wehrhafte zu einem Kriegerstand zusammen tun, an der Basis lagert ein Nährstand, Bauern, eine Art Vieh, welchen alles erlaubt ist, wofern sie nur die Funktion des Nährens erfüllen. Das ist ein Plan, irgendwo an der Peripherie der Schöpfung entstanden. Gewalt und eine Idee von Tugend soll diesen Staat aufrecht erhalten. Wenn man die Details der platonischen Organisation liest, so klingt es wie ein Lied aus der jüngsten europäischen Vergangenheit.

Es trat die Religion auf und sie verkündete die menschliche Hoheit und die unvergleichliche Würde der menschlichen Person, und sie sprach, der Glockenschlag, vom Menschen als vom Ebenbild Gottes. Aber wie sollte sich diese fremdartige und geheimnisvolle Stimme im Tumult der Staaten, ihrer Kriege und Umwälzungen bemerkbar machen? Wie sollte sie sich durchsetzen bei dem fast physikalischen Aufeinanderkrachen der

Staaten, gegen das Triumphgeschrei der jeweiligen Sieger und inmitten des Stöhnens und Grollens der jeweils Unterdrückten? Schwächer und schwächer war zuletzt diese Stimme geworden. Kaum als Protest kam sie den Menschen noch zu Gehör. Technik und Industrie zogen in den letzten Jahrhunderten im Abendland alle frischen und zukünftigen Kräfte an sich, und wie in einem Ingrim, einer selbstzerstörerischen Wut lag ihnen daran, die wirkliche Einsicht, das größere Wissen, das ganze Wissen zu bagatellisieren und als bloßes Phantasieren zu diskreditieren, — wogegen man sich selber mit der Aureole des Wissens an sich, des allgemeinen Wissens, des wirklichen Wissens umgab. Man spielte sich als die wahre Religion auf, — welche freilich wenig hergab und nur den Fakten nachlief.

Um zu schmeicheln und zu täuschen und das Gewissen zu beruhigen, kam in dieser Periode der klassische überhebliche Satz auf: Wer Kunst und Wissenschaft hat, hat Religion.

*

Sprechen wir hier von einigen großen Bewegungen, die innerhalb der Staaten und Gesellschaften vom Menschen ausgingen mit dem Ziel, den Menschen aus seiner Fragmentierung zu befreien.

Ich greife aus dem letzten Jahrhundert den frischen und jungen Humanismus und den Sozialismus heraus.

Betrachten wir, wie es innerhalb der Staaten diesen prächtigen Energien erging, welches Schicksal diesem Enthusiasmus zuteil wurde, als er in der Gesellschaft mit den Gebilden in Berührung kam, gegen die er angehen mußte. Wir werden beobachten, wie den Menschen diese herrlichen Vorsätze, Humanismus und Sozialismus entglitten, wie sie umschlugen, ihren Charakter verloren und verdarben.

Wann erwacht der Mensch am raschesten? Wie kommt er am schnellsten zum Bewußtsein, und wann fühlt er sich am heftigsten angerufen? Wenn vor seinen Augen Unrecht geschieht. Denn es liegt in unserer Natur, daß wir kein Unrecht ertragen können. Die Gerechtigkeit ist nicht vom Menschen erfunden, sondern mit ihm geschaffen und stammt aus der selben Quelle

wie er. Sie ist ein Weltgesetz von der gleichen unwiderstehlichen Gewalt wie ein physikalisches Gesetz.

In diesem Jahrhundert, zu Beginn der Industriezeit, erlebte man, was den Armen geschah. Rapid vollzog sich vor aller Augen der Sturz des Menschen aus einer lebendigen Gestalt in einen Maschinenteil.

Wir wissen, wie sich damals, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, angefeuert von der französischen Revolution ein tapferer Humanismus entwickelte, der von dem großen Geist der Gerechtigkeit getragen wurde. Wir werden nicht der vielen namenlosen Menschen vergessen, die damals aus Bürger- und Arbeiterkreisen ausschwärmten und ihre Proteste laut werden ließen gegen die neue Entwürdigung des Menschen im Maschinenprozeß. Damals geriet der Mensch zum ersten Male in die aufsaugende Nähe der Technik.

Technik ist notwendig und gut. Sie entsteht in der Gesellschaft. Sie wird schlecht und schädlich in den Händen menschenfeindlicher Gruppen.

Von den Feldern und Kleinarbeitsstätten riß das Industriekapital die Menschen in die rasselnden Fabriken, wo sie eine ungeheuerliche Verminderung ihrer Existenz erfuhren, eine tiefe Demütigung ihrer Person, so daß sie verkamen, äußerlich und innerlich.

Nein, es war und ist nicht die Technik, welche das Proletariat erzeugt. Man verweise die Dinge nicht. Es war die schon durch die vorangegangene Entwicklung schlecht gewordene Welt. Sie deformierte brutal und bedenkenlos den freigebohrten Menschen zu einem Behälter von Arbeitskraft, den man nach Belieben austauschen und wegwerfen kann.

Unter solchen abscheulichen Umständen, die bekannt sind, setzte sich das Industriezeitalter in Bewegung und gebar aus sich kein menschliches Glück, keine höhere menschliche Entfaltung oder größere Stabilität der Gesellschaft, — sondern einige schätzenswerte Bequemlichkeiten für eine kleine Schicht, im übrigen eine trübe und verbitterte Millionenmasse, eine armselige Menschenabart, vor deren Exemplaren sich das Wort „Persönlichkeit“ schwer aussprechen ließ. Zugleich wurden die Gesellschaften erregter, unsicherer und noch mehr hilflos.

Da machte sich der Sozialismus auf, die Dinge zu ändern. Er begann als echt humanistische Bewegung unter dem Zeichen

der Brüderlichkeit aller Menschen. Er lief und arbeitete einige Zeit, und einige Jahrzehnte später, wohin ist man gekommen? Der Klassenkampf ist da.

Und beim Klassenkampf, welche Gesinnung herrscht, welche Gesinnung hat man angenommen? Es heißt jetzt nicht mehr: Brüderlichkeit. Es heißt: die Menschen werden nicht sofort Brüder. Man muß warten, auf morgen. Man muß kämpfen. Es müssen leider schlimme Mittel angewandt werden, und das Ende ist nicht abzusehen.

Und um das Ende zu erreichen, muß man sich organisieren, muß sich absetzen gegen die übrigen Menschen. Das ist die verhängnisvolle Situation, auf die man sich zubewegt. Man will nicht, aber kann nicht anders.

Und wer die ganze Bitterkeit dieses Umschwungs aus dem brüderlichen Sozialismus in klassenkämpferischen Zorn erkennen will, der lese die Jugendschriften von Karl Marx, noch frisch, enthusiastisch offen, und vergleiche sie mit dem, was er später in England schrieb. Und lese seine eisern dröhnenden, von Empörung durchschmetterten Anklagen aus dem ersten Industrieland dieser Zeit und verstehe diesen flammenden Haß und in Klage übergehenden Enthusiasmus. Für die Hilflosen, um ihr Bewußtsein als Menschen betrogenen und beraubten Armen schmiedete er seine gefürchteten und gehaßten Formeln. Aber es war und blieb Klassenkampf. Es klang nach Krieg, und es entstanden Kriege, Kriege auf einer neuen Ebene.

*

Und die Kämpfer für Humanismus, für den großen wahren Menschen, für den Menschen, der unsere Sorge ist, wie sahen sie nachher aus, im Klassenkampf?

Wer kann ohne Gemisch von Erschütterung und Abscheu an das denken, was vor 20 Jahren geschah. Am Eingang der Weimarer Republik das schauerliche Bild von Sozialisten, verwandelten Sozialisten, Sozialisten, wie sie sich nannten und nach ihrer Laufbahn nennen konnten, nunmehr gespalten. Und zum Schutz ihrer Partei, ihrer Organisation bewaffnen sie sich gegeneinander, und so kommt es dazu, daß sie in der eben entstehenden Republik die Anhänger der alten Unterdrückung wieder installieren. Es triumphiert die Partei, die Organisation.

So spielte sich heroisch und beschämend der Kampf ab, der von dem humanistischen Sozialismus begonnen war. Das Prinzip verdarb, es verholzte, wieder einmal.

Es gelang nicht, abermals nicht, von außen, diesmal von Organisationen, den Menschen wiederherzustellen und seine Not zu beseitigen.

*

Teil II

DAS ZWISCHENREICH DER MENSCHENWELT

Der eigentliche Grund der menschlichen Notlage

Was ist das nun für eine Teufelei? Was wirft in dieser Weise alle menschlichen Absichten um?

Wir bemerkten schon: zwischen dem Menschen und seiner Gesellschaft besteht eine eigentümliche Beziehung, die etwas über den Menschen aussagt. Von Zeit zu Zeit ertönt der Schrei: „Weg mit dem Staat, zerstört den Staat, zurück zur Natur, eine neue Gesellschaft, gebt dem Menschen seine einfache Natur wieder!“ Aber man irrt: der Mensch, der den Staat wegwirft, ist dann auch nicht frei und gut und endlich richtig und sicher, sondern hilflos, und steht vor seinen alten Problemen, denn es ist ja nicht, wie er glaubt, der Staat und die Gesellschaft daran schuld, daß es ihm schlecht geht.

Nicht wie zwei unversöhnliche Mächte stehen Staat-Gesellschaft und Menschen sich gegenüber, sondern der Mensch selber, er allein, der sich entzweit, aufgelöst, auseinandergelegt und aufgesplittert hat, hält und bekämpft sich in der Doppelgestalt. Der Mensch kann nicht anders als gesellschaftlich, und so in Staaten leben. Und da tritt er dann sich selbst gegenüber, bildet seine Doppelgestalt und ringt mit etwas, was aus ihm heraustreten mußte und sich historisch befestigt und verselbständigt. Er, der Vater, der Schöpfer dieses Blocks, dieses Riesengebildes, schrumpft hier zu einer bloßen Zahl, einer Nummer zusammen. Das Individuum, das lebende, muß weichen, einem, wie ihm scheint, bloß abstrakten, anonymen, aus der Vergangenheit wie einer schwarzen Wolke, einem formlosen, heranwogenden Gebilde.

Der Mensch, der klagt, verzweifelt und sich wehrt, fühlt etwas Wahres, aber er erfäßt die Situation nicht.

*

Was ihm geschieht und wie es ihm geht, charakterisiert diese Weltära.

Sie ist eine einzelne Phase oder Etappe im Geschehen der Welt. In der nicht übersehbaren Geschichte der Welt tritt unsere Weltära als einzelne Phase auf. Wie dies nicht die einzige Welt ist, die geschaffen wurde, so ist in unserer geschaffenen Welt dies nicht die einzige Ära.

Und es war nicht immer so mit dem Menschengeschlecht, und wir können sicher sein: es wird nicht immer so mit ihm sein. Mit langsamen und rascheren Schritten, bald zögernd, bald ungestüm bewegt sich unsere Welt durch eine Anzahl Ären. Was wir erleben, ist ein in jeder Hinsicht begrenzter Ausschnitt des Daseins, das geschaffen wurde.

Nein, für die Ewigkeit ist dieser Zustand nicht gedacht, und nicht ewig wird dieses kollektiv-individuelle Schreckgespenst Menschengeschichte sein. Nicht ewig wird der traurig tragische Kampf des Einzelmenschen, des beraubten, der nicht zu sich kommen kann, gegen das ihm nachlaufende Schicksal dauern, das sich über ihn schiebt und das lebende Wesen umschlingt, polypenartig, und das Lebewesen, das frisch anfangen und seinen Weg gehen will, sich totzappeln läßt.

Stolz nennt sich der Mensch ‚Individuum‘, das heißt: unteilbar. Er ist es, und erlebt doch das Gegenteil: daß er teilbar ist und geteilt wird, — wie ein gebratenes Huhn auf der Platte.

Aber immer wissen wir: Schon jetzt, eben, läuft neben uns unsichtbares Leben ab. Unsichtbare Wesen sind mit uns geschaffen und teilen mit uns das Dasein, kreuzen es, durchdringen es. Und was in unserer Dimension lebt, findet erst in dem allgemeinen Weltwesen Wirklichkeit.

*

Es muß gefragt werden: wirken sich bei uns, unter uns, nicht noch andere Kräfte und Mächte aus, als die, welche den Menschen immer vor den Zerfall und die Zertrümmerung seiner Gesellschaft führen?

Seine Ideen, sein Geist, meinten wir, steht hinter diesen Katastrophen. Eine Unnatur — sein Geist —, diese rätselhafte, sich dämonisch gebärdende Potenz, die ihn zu dem uns bekannten Menschen macht, was sucht sie in der Natur? Wie kommt sie in die Natur? Ist sie wirklich dämonisch?

Man wird gejagt, man ist ohne Unschuld, der einfache Ge-
nuß am Dasein fehlt, man leidet, man zerstört; — aber sagt das
schon: hier arbeitet Dämonie? Es sagt: man ist zerrissen (da
man doch leidet und zu sich nicht Ja sagt), man ist krank.

Einige meinen: dies sei einfach die Art, wie sich das Natur-
wesen Mensch aufführt. Man solle kein Betrugsmanöver üben
und den Menschen tiefer und komplizierter machen als er sei, —
etwa indem man ihn mit religiösen Reminiscenzen aufputze
und eine Naturfremdheit, etwas Überirdisches aus ihm mache.

Es ist umgekehrt Beschränktheit, die unserer schon unwürdig
ist, das Fragment Welt, das wir mit unseren Sinnen erfassen,
schlechthin ‚Natur‘ zu nennen. Zur realen ‚Natur‘ gehören, wie
die einfache Besinnung lehrt, viele ‚übernatürliche‘ Naturen,
Übernatürliches, das heißt etwas, was unsere Sinne und auch
unseren Verstand übersteigt.

*

Das Medium dieser Weltära

Die Frage nach dem Grund des eigentümlichen, dämonisch
erscheinenden Verhaltens des Menschen läßt uns nicht los. Da
nicht der Staat und die Gesellschaft ihn verpfuschen, müssen wir
uns klar werden, woran es denn liegt, das heißt: was denn das
Medium dieser Weltära ist.

*

Staatenbau und Bildung von Gesellschaften scheinen ganz ins
Gebiet einer objektiven Natur zu fallen und lassen sich, scheint
es, ohne weiteres stellen neben den Nestbau der Vögel, die
Tätigkeit der Hamster usw. Wenn man aber näher blickt, so
erkennt man, was hier von den Menschen über die Natur und die
Bedürftigkeit hinaus gespielt wird. Denn es wird gespielt. Etwas
Erstaunliches geschieht hier.

*

Betrachten wir den Menschen, seine Situation und sein Ge-
bahren, als wenn wir auf Fische blickten, die in ihrem Wasser
im Aquarium schwimmen.

mißversteht sich ins Sachliche hinein.) Man muß bei ihm alles figürlich nehmen. Die eigentliche Triebkraft, der Hintergrund bleibt ihm verschleiert. Er deutet die Dinge auf seine Weise und spielt, und sein Spiel bekommt einen Sinn durch seinen symbolischen Charakter. In Symbolen agiert er.

Das menschliche Handeln, symbolisch, verrät sich auch damit als traumhaft. Der Mensch, unbewußt und tief gebunden, spielt Er hat sich nach Verwerfung der Objektivität und durch die Vergeistigung den Weg geöffnet, sich eine neue, bewegliche, ihn befriedigende Sphäre über der schweren, sturen, stumpfen physikalischen Realität geöffnet. Hier findet er einen Auslaß, — von der unerbittlichen Tyrannei der ihm sonst zugefallenen Existenz. Hier spricht er. Hier ist sein Zuhause. Hier bewegt er sich. Von „Schicksal“ wird er „von Stufe zu Stufe geworfen“ — aber er bringt sich zur Geltung, er setzt sich durch, in traumhafter geistiger Weise. Die Ära gerät in Bewegung. Hier ist Geschichte.

*

Er hat sich eine Bühne aufgebaut, auf der er sich ergeht und wo er, maskiert, wenigstens in Zeichen, sein Verborgenes zum Dasein bringt. Wir lesen und erfahren: er will „Glück, Frieden, Macht, Reichtum, Lust“. Seine Bühne ist die Weltgeschichte. Dazu benutzt er Staaten, Politik, Kriege, und so müssen sie gelesen werden. Er träumt und spielt von Staaten und Gesellschaften. Die Menschheit spricht in ihnen nicht, — sie lallt. Sie baut Königreiche und Aristokratien auf, dann geht es wieder hin zur Gleichheit und Brüderlichkeit. Was klingt an, was schimmert hier durch?

Es drängt. Es geht auf eine neue Ära hin. Sehnsuchtsgebilde tauchen auf. Sie spiegeln eine andere Welt.

*

Von der Kunst

Die menschliche Kunst gehört hierher. Gewiß arbeitet und bewegt sich auch die Natur künstlerisch. Niemals setzt sie, setzt der hohe Geist, der in ihr lebt, etwas roh und ohne subtile Formung hin. Wo immer sie ans Werk geht, erweist sie sich als

dieselbe Großmacht, wie sie sich schon auswirkte in der geheimnisvollen „Kollektivvernunft“, welche die Tierstaaten bildete.

Aber kollektiv sind ja nicht nur die Staaten und Gesellschaften, — kollektiv, also zusammengesetzt und abgestimmt sind schon die Einzelwesen mit ihren Millionen Zellen, welche verschiedene Funktionen haben, die Zauberbauten der Individuen, der Zauberbau des Moleküls, des Atoms, — und wie bedient sich die Natur hier „ästhetischer“ Prinzipien, wie wird alles, was sie berührt, was sie hinstellt, zugleich zu einer ästhetischen Manifestation. So signiert die Natur, um offenbar zu machen, daß hier ein allumfassender, vollkommener Geist schafft.

So fällt auch dem Menschen, der in die Natur eintritt, der so tief durchdachte Leib zu, der Träger eines besonderen, nämlich menschlichen Geistes wird. Und wenn nun die Vögel singen, wenn sich Tiere, von der Kollektivvernunft berührt, herrlich schmücken, was ist mit dem Menschen? Er läßt die schweren Objekte, sagten wir, nicht stehen, er hebt sie auf, er vergeistigt sie, um sich mit ihnen, an ihnen und in ihnen zu ergehen, und das ist seine Weltgeschichte, — und so verfährt er mit seinen eigenen Anlagen. Er nimmt sich ihrer an, er stellt sie in seinen Dienst. Wie sieht solch Dienst aus? Die Natur hat ihm viele Vermögen zur Verfügung gestellt, — welche Hochzeit wird der Mensch mit der Natur da feiern?

Mozart ist zunächst nicht da. Zunächst sind „Anlagen“, Möglichkeiten da, ein Trieb zu musizieren, wie Vögel einen Trieb zum Zirpen, Krähen, Singen haben, sie stellen ein Organ in sich fest und bringen es zum Funktionieren. Wenn dann die Zeit der Reife da ist, und der Mensch Mozart auf der Bildfläche erscheint, dann wird er, erst dann, an die Arbeit gehen und sich das natürliche Material unterwerfen. Wie die Menschheit in ihrer Weltgeschichte als auf ihrer Bühne, so wird er hier, wird er mit den Mitteln der Musik agieren. Er wird versuchen, sich musikalisch zur Welt zu bringen, sich zu gebären, jenen Mozart werden zu lassen, den die finstere drückende „Realität“ nicht werden läßt. Die Traumbühne? Es ist die größere, reichere, wahrere Wirklichkeit Mozart, die hier fühlbar, hörbar wird. Wie man Fantasie und Traum mißversteht! Wie klein und flach man sie nimmt.

Ungeheuer viel fällt der Menschheit zu, nicht nur an Leid, sondern auch an Schönheit und Vollkommenheit, die Tafel ist

reich gedeckt, aber der Mensch greift nur nach Wenigem, und das ganze Mahl behagt ihm nicht, so wie es vor ihm steht. Er bereitet sich sein besonderes Mahl.

Man deute einmal die Musik. Man erkenne hier in Tönen die höhere, erträumte, herzlich erwünschte menschliche Wirklichkeit. Das Theater spiegelt das Leben? Wer könnte das wirklich, und wem wäre damit geholfen. Wie die Weltgeschichte, will die Kunst einen Schritt in der Richtung machen, der über die Weltära hinausführt. Die menschliche Bewegung wird dazu beitragen.

So schön Kunstwerke sein können, so schön Naturerzeugnisse sein können, sie haben wenig miteinander zu tun. Das menschliche Kunstwerk ist, wie alles Menschliche, ein streitender, liebender, begehrender, verneinender Disput mit der Natur, und ein Gespräch mit einer noch nicht erreichten Überrealität, der einer anderen Weltära. Im Kunstwerk mischt sich, hörbar, sichtbar, diese unstillbare Sehnsucht des Menschen, sein Schmerz, sein Weinen mit seiner oft freventlichen, wilden Lust, seiner Seligkeit am Dasein.

*

Das innermenschliche Drama und seine Bühne

Wir halten fest:

In der Welt der Gesellschaft wird aus Wünschen und Gegenwünschen, aus Wollen und Verwerfen eine besondere Welt aufgebaut. Es ist das Zwischenreich der Menschenwelt, die Welt seines Schicksals.

Auf dem allergrößten Hintergrund wird hier Menschenschicksal agiert, im Rahmen der Schöpfungsgeschichte.

*

Was das Medium anlangt, so hat es, verglichen mit Chemie, Physik, mit Physiologie einen imaginären Charakter und ist eine geistige, mit Emotion und Spannungen nicht nur durchwirkte, sondern aus ihnen aufgebaute Sphäre.

Dies ist das Zwischenreich der Menschenwelt, in denen der alte Titanen- und Engelkampf wieder gekämpft wird und Entscheidungen gefordert werden, — die hier nicht fallen können. Es leben hier fort Restzustände, Haltungen aus alten Welt-

perioden, gemischt mit neuen, mit reineren, tieferen und echteren Strebungen, die nach Vollendung drängen. Hier ist Gärung, und das treibende Ferment heißt Mensch.

*

Man sehe nun hin, wie er spielt, in diesem Treibhaus von Begierden und Gedanken, wie er alles mißversteht. Sucht er nicht Herrschaft? Will er sich nicht behaupten? Was für Kategorien, Macht und Selbstbehauptung, genommen aus der Sphäre der Sachen und des Besitzes. Dem Menschen kommt sogar vor, als besäße er sich und hätte sich als einen Besitz. Er bemerkt nicht, wie sehr er sich mit all dem erniedrigt. Aber das Medium läßt alles gebrochen erscheinen.

*

Man hört herabsetzend sagen: Kunst, Phantasie, Einbildung — Zerstreuung und Flucht aus der Wirklichkeit. Aber die Wirklichkeit, die menschliche, gelebte, man betrachte sie genau und dicht und bleibe nicht an ihrer Oberfläche und an Abstraktionen hängen. Natur und sogenannte „objektive Realität“ ist uns nur als Größstes und Elementarstes hingeworfen. Das wartet auf uns, um sich aus seiner Starre zu bewegen. Und dies lassen wir uns gesagt sein, und da spannen wir einen hauchdünnen Regenbogen aus, ein Nichts, und über ihn lassen wir die Tonnenlasten der Sachlichkeit tanzen, in eine andere Sphäre hinein.

Theater, so liest man in Büchern, spiegele das Leben. Wir wiederholen: Bühne ist diese Menschenwelt, wird sie, muß sie werden.

In seinen Staaten entstehen Fürsten, Herrscher, Herren und Tyrannen. Das wirft er aus sich heraus, breitet seinen Zustand aus und sucht in ihnen und versucht sich an ihnen. Hier sieht und erfährt er sich, in den Vornehmen, den Ausgewählten, auch in den Abseitigen, und nicht zu vergessen in dem Bösen, in dem Verbrecherischen, in der Wildheit und Verkommenheit.

Er schreitet so in die Realität und breitet sich aus. Denn sein Leben ist kurz, es muß vieles vorbereitet sein, und er will die Spanne seines Daseins nicht ungenutzt verstreichen lassen.

*

Wir existieren gewiß in der großen allgemeinen Welt, die von anderer Hand hingestellt wurde, aber wir leben nicht eigentlich

und wörtlich in dieser großen allgemeinen Welt, sondern in einer besonderen, in der sonderbaren Menschenwelt. Wir erkennen sie freilich nicht als unsere. Wir stecken zu tief in ihr. Es ist ein Zwischenreich, das Zwischenreich der menschlichen Existenz.

Hier hat alles Geistige Bedeutung, und alles ist bildhaft und muß als Bild genommen werden. Es ist eine Art Theater, mit diesem Unterschied: Man kann hier nicht willentlich, launenhaft und gelegentlich aus einer Rolle in die andere springen. Die Rolle läßt sich nicht so beliebig wechseln. Man lebt in Zusammenhängen, und es fallen einem Rollen zu, an denen man eine Weile festhält.

Es ist darum ein höchst besonderes Theater, weil hier auf unserem Welttheater zwar jeder seine Rollen spielt, seine privaten, aber jeder ist zugleich die ganze Menschheit, und nur als Vertreter der ganzen Menschheit hat er diese Sonderrolle übernommen. Ja die ganze Menschlichkeit möchte und muß jeder im Rahmen der ihr zugefallenen Rolle oder Rollen zur Darstellung bringen.

Und er tut es auch, bildhaft, in Zeichen. Und wenn einmal diese Menschheit nicht wäre, so könnte man aus den Aktionen eines Einzelnen den Charakter der Menschheitsgeschichte erfahren.

*

Im Ganzen: Dies ist ein imaginäres Zwischenreich, — wobei man unter imaginär etwas Unsichtbares und nicht Ausgestaltetes verstehen soll. Es ist phantastisch, ohne Dunst oder Schall und Rauch zu sein. Es ist etwas im Werden.

Dies ist das Zwischenreich der Zeitlichkeit und des Werdens, wohin wir verschlagen sind, eine unverwechselbare Menschenwelt, die uns zugefallen ist.

Hier haben wir uns, von einem ruhenden Boden verjagt, zurückgezogen und eine Wanderbühne aufgeschlagen. Wir beleben und erfüllen sie mit unseren Motiven, Plänen, Konstruktionen, Bildern und Figuren. Es ist ein eigentümlich schwankender Boden, aber der einzige, der uns zur Verfügung steht.

Anfangen von den Sinneseindrücken trägt alles hier menschliche Farben und Kostüme, spricht unsere Sprache und ist in unseren Dunstkreis eingeschlossen. Kein Subjektivismus! Dies ist real unsere Welt.

Teil III

DIE WELTALTER

Der Mensch als Teil eines Systems

Kein Abschluß wird sichtbar, unendlich weit ist alles gespannt, und in diese Unendlichkeit sind wir eingestellt.

Eine dunkle Sicherheit ist uns mitgegeben, und sie trägt uns durch die Unendlichkeit, sie begleitet uns. So ist man geboren, mit dieser dunklen Sicherheit (ich bin am Dasein) und man bemerkt es zwischen allen Widerständen. Langsam durchschauten auch viele den wunderbar verschwimmenden Charakter dieser Existenz. Sie hat etwas von dem Milchstraßensystem an sich, dessen Tiefen immer tiefer werden.

Wenn einmal das Verschwimmen deutlicher wird, so verzagt man doch nicht, man fühlt sich irgendwie hier zu Hause oder vielleicht auf dem Wege, und so möchte man bleiben. Erst im Alter läßt diese Anhänglichkeit nach, weil sich langsam eine andere Anhänglichkeit bemerkbar macht: die an das Ziel, das gezogen werden an das Ziel. Da ist ein Licht, das durch den verschwimmenden Nebel schimmert.

*

Dies beides gehört zusammen: Das Nichtgelingen und die Zeitlichkeit. Zeitlichkeit, Endlichkeit wohnt dem Ganzen, wie dem Teil inne. Das Ziel aber, das der Mensch in sich trägt, die Bewegung daraufhin, welchen Charakter dieses hat, haben wir noch nicht bedacht. Für die Bewegung auf das Ziel ist die Zeitlichkeit, die Endlichkeit als das entsprechende Medium gegeben.

Es liegt in unserer Natur als Geschöpfe, daß wir von anderswo unser Leben haben und von da gehalten werden. Und von wo kann die Bewegung stammen, und was sagt das über uns?

*

Dies wird einem mitgegeben, dies trägt man in sich, wie ein abgesprengter Planet die Bestandteile des Muttersterns. So zeigt alles Lebende seine große Genealogie.

Der Mensch tritt als Teil eines Systems auf. Das System gibt ihm Spannungen, und er trägt seine eigene Kraft hier als Größe ein. Alles, was in uns vorgeht, was wir tun und in uns begraben, Ansatz und Vollzug, Aktion und Ergebnis, ist etwas in der Welt, bedeutet etwas in dem System. Es ist, es ist da, und wirklich und wahrhaftig da. Es heißt deutlich: Gott hat jedes Haar auf dem Kopf des Menschen gezählt, und das bedeutet: Man ist nicht nur da, sondern würdig da, im System dieser Existenz.

Du bist beteiligt, du kannst nicht beiseite gehen. Die Sphären singen, die Engel, aber Du mit dem Privatesten in dir singst mit. Man verirre sich hier nicht in den Gedanken: dies manifestiere alles den ewigen Urgrund. Man soll nicht in diese ungeheuerliche Vorstellung hineingleiten, die schon widerlegt wird durch das Faktum unseres Sturzes in eine fließende Welt. Abhängigkeit und Gebundenheit ist da, im Positiven und im Negativen. Aber das Positive, das Große, überwiegt, nämlich: aus dem Dunkel hier aufgetaucht zu sein, vielleicht weggeschoben, verworfen und verstoßen, aber von wem? Cäsar wollte lieber Erster in Spanien als Zweiter in Rom sein. Aber welcher ungeheurer Gewinn, welcher Vorrang für uns, auch nur Letzte oder Vorletzte in diesem System zu sein.

Was wäre ich, wenn ich unabhängig wäre? Nur verloren. So kann ich nicht, weder im Leben noch im Tod, von dem, der alles setzt und hält, mich losreißen. Zu preisen die steinernen Quadern, auf denen diese Welt steht, die stählernen Ketten und Ringe, die sie zusammenhalten, und wir damit unentrinnbar eingeschlossen.

Ein Gefängnis? Ein seliges Gefängnis, und selbst wo es ein Zuchthaus, eine Qualenstätte ist, wir haben uns dafür zu segnen.

*

Wir haben eine Neigung, mit unserer Vorstellung von Gott abseits zu flüchten, als wenn uns diese Vorstellung zum Erstarren bringt. Da ist etwas von dem brennenden Dornbusch, erst sind es die Dornen, die den Eintritt verwehren, und dann brennt der Busch und das Feuer macht die Annäherung unmöglich. Der Ort ist heilig, zieh deine Schuhe aus.

So errichtet man Kirchen und sondert sich von der Welt ab. Man kriecht in einen Winkel, und hier stellt man sich Gott und

erkennt Ihn an. Man bietet sich Ihm ohne Rückhalt zum Opfer an. Man stellt sich Ihm wie ein Gefangener, der sich auf der Polizei melden muß, man anerkennt das Verhältnis und stellt sich zur Vernehmung.

So verfahren alle Wissenden, Aufgeklärten und Gläubigen, und errichten die Kirchen und Tempel und Grotten, die mahnenden Abbilder, um sich das Bekenntnis, das Zugeständnis zu entlocken. Aber man hüte sich vor einem Mißverständnis. Die Orte der Sammlung und Unterwerfung haben in allen Stücken etwas Heiliges. Sie sind mit unserem Bekenntnis imprägniert, und unser Gefühl und der Name dessen, dem wir hier begegnen, hebt diese Gebäude und Zeichen über alle anderen Gebäude und Zeichen empor, so daß sie nicht mehr Stein und Holz sind.

Aber man mache dadurch den ewigen Urgrund nicht zu einer Abstraktion und vermindere und verenge Ihn. Man vergesse nicht, was im Hiob gesagt wird: „Wer bist du, daß du um seine Gerechtigkeit wissen willst, Er, der Himmel, Erde und Meere geschaffen“. Und das Neue Testament spricht von Seiner Allmacht so einfach und nah: Er kleidet die Lilien auf den Feldern.

Aber wir vertragen die erschütternde Nähe und Größe nicht, wir weichen dem Umgang aus.

Und doch ist so viel an Ihm, was nicht nur erschütternd ist. Er, der Quell unseres Lebens, — wie anders mögen wir mit Ihm umgegangen sein, in Urzeiten, wo noch ungebrochen unsere Verbindung mit Ihm bestand. Da brannte Gott nicht als Dornbusch, da war Quell Quell. Jetzt: der Spalt und die Sehnsucht, den Spalt zu schließen.

Oh, es charakterisiert unsere Existenz, es ist ein Zeichen, wie wir herumirren, daß wir uns aneinanderschließen, daß wir Kirchen errichten, schöne, herrliche, immer herrlichere, um Ihm zu zeigen, Ihn zu überzeugen, wie wir Ihm zugetan sind und wie wir Ihn bitten, uns zu vergeben und auf uns zu blicken.

Denn wir selbst geben uns keinen Halt, wir verwerfen uns selbst immer wieder, und beachten kaum, wie Er, ja Er unverändert Seinen Himmel wölbt und die Kinder lächeln läßt. Das sind Seine Antworten. Man erkennt Seine Antwort, wenn Er den Morgennebel um die kahlen Bäume wogen läßt, und wenn Dunst sanft die Welt einrundet.

*

Dies späte Verhältnis des Menschen zu Gott, zu seinem Gott. Als Feuersäule geht er den Menschen, ja, Seinen ausgewählten Menschen in der Nacht voraus, während Er sie führt, und bei Tag als Rauch. Durch ihre Sinne, als Gegenstand, müssen sie Ihn jetzt wahrnehmen. Wir können nicht anders.

Und hierhin gehört die Geringschätzung, die wir auch füreinander haben, und im Grunde jeder für sich selbst. Man sieht sich selbst als Sache. Man erlebt sich als Gegenstand in der Natur. Man liest: „Der Mensch zum Ebenbild Gottes geschaffen“, aber das liest und hört man nur. Man lebt mit sich in einer schlechten Ehe. Man denkt, durch gelegentliches Gebet da etwas zu ändern. Aber die Annäherung an den Urgrund erfolgt nur durch die Änderung des Verhältnisses zu Ihm und unseres eigenen Verhältnisses zu uns.

Eigentlich, welchen Grund hat man, sich selber schlecht zu behandeln und zu mißachten, wo man Ebenbild des Höchsten ist oder wenigstens sein sollte?

Aber das sind Reden, die jeder an sich selbst hält, und mit denen er an sich zu rütteln versucht. Wir rütteln an uns, und es gelingt uns auch das nicht recht. Und da tragen wir uns an die Kirchen und an die heiligen Plätze, die Demut und die Anerkennung sind da, und der Ruf „Vater Unser“ ist da.

Aber als ob wir jenes schreckliche mittelalterliche Folterinstrument wären, die Eiserne Jungfrau, die inwendig mit Nägeln bespickt war, so schließt sich um uns eine Hülle. Sie quält uns, aber wir werfen sie nicht ab. Ach, wie leben wir zerrissen und getrennt.

Die Leiblichkeit, die irdische Existenz, ihr Zauber und ihr Stückwerk, wie das die Zähne in uns schlägt. Wenn wir uns doch preisgeben könnten. Aber wir wollen uns nicht öffnen, dahin nicht.

Und dann öffnen wir uns wie Muscheln, um etwas Nahrung und Wasser einzuziehen. Und wieder schließt sich unsere Schale. Und das ist unser Los und unsere Armut.

*

Die Reihe der Weltären

Es ist Weltära auf Weltära verflossen bis zum Aeon, in dem wir leben.

Die Bibel deutet mehrere an. Sie nennt die erste Weltära das Paradies. Der Mensch ist hier geschaffen, ist Person, Gestalt, engelhaft, zwar mit einem Körper begabt, aber einem unvergänglichen, entsprechend und würdig seiner hohen geistigen Art. Er hebt sich kaum vom schöpferischen Urgrund ab. Zwischen Schöpfer und Geschöpf besteht die engste Verbindung. Die Harmonie ist vollständig.

Es folgt eine erste Unruheperiode. Die Geschöpfe denken nach und vergleichen. Sie treten — dies ist das Ergebnis des Nachdenkens — der anderen Welt, die geschaffen ist, aber auch dem Schöpfer gegenüber. Sie setzen sich von Ihm ab. Die Stunde der Entscheidung naht. Die Bewußtheit wächst, und das zeigt an: Man löst sich stärker ab, man gerinnt in sich.

Man hat zuletzt „sich“, und man ist ein mit einem Körper begabtes Ding geworden, das sich zwischen Pflanzen und Tieren vorfindet. Nun ist man Individuum, und der tragende Urgrund ist etwas Anderes.

Es tritt zurück oder erlischt sogar das Gefühl, daß man Geschöpf ist und am Schöpfer hängt. Man hält sich für selbständig und gänzlich frei. Und da man doch einen Willen und eine gewisse Macht hat, kann man sich, sofern man überhaupt noch an den Urgrund denkt, an den Schöpfer, sich ihm ähnlich vorkommen.

Die Erweiterung des Risses nimmt eine breite Periode ein, welche von Katastrophen erfüllt ist. Hier vollendet sich der Sturz des Menschen in die Natur, unter die Masse der Pflanzen und Tiere, der Wesen ohne den göttlichen Odem. Man muß sich dies als einen langwährenden, dramatischen und tragischen Akt zwischen zwei handelnden, dabei völlig verschiedenen Wesen vorstellen.

Denn der menschlichen Besinnung „auf sich“ folgt in der Geschichte eine göttliche Reaktion. Es muß ein fast vernichtender Schlag auf die Menschen gefallen sein. Dieser Schlag, da wir in einer sinnerfüllten Schöpfung leben, will die Ordnung wieder herstellen. Er wirft die Menschen an den Rand des Nichts, das sie sich gewählt haben. Sie haben die Selbständigkeit und also

die Hilflosigkeit gewählt. Die Hilflosigkeit wirkt sich grauenhaft an ihnen aus.

Dies ist dann die Wirklichkeit in einer neuen Ära. Hier will man sich, wie man nun ist, tierisch-menschlich, wild und frei stabilisieren. Es wird da von einer Sintflut geredet, als einer neuen himmlischen, ordnenden und einrichtenden Reaktion. Es sind aber schon die neuen Typen da, welche belehrt sind durch das Leiden, und welche erfassen, und denen die Augen aufgegangen sind. Noah ist ihr Repräsentant.

Mit ihm und seinesgleichen tritt die Wendung ein. In einer neuen, durch ihn eingeleiteten Ära macht sich ein Zustrom von Schöpferkraft bemerkbar. Es heißt hier: Ein Bund wurde zwischen Gott und Mensch geschlossen. Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schließt ihn mit den Erzvätern.

Darauf werden die Zeitabschnitte kürzer. Gott läßt das Volk, das Er ergriffen und zu Seinem Eigentum gemacht hat, nicht los. Das heißt: Gott läßt die Schöpfung, Seine Schöpfung nicht los und überläßt sie nicht den Menschen. Im Grunde ist damit alles Weitere gegeben: die Richtung auf das Heil.

Die Periode der menschlichen rebellischen Aktivität, in der man sich bewußt dem Schöpfer gegenüber stellt, ist vorbei. Die erste Überkraft, die noch selber aus dem Urquell schöpfte, ist gebrochen. Das Geschöpf Mensch ist nun passiv und unsicher. Es ist hilflos und will Hilfe. Was nun geschieht, was aktiv eingreift, kommt vom Himmlischen. Die starke Hand streckt Er dem Menschen hin: die Gestalt des Moses. Jetzt werden strenge und erziehende Formeln verkündet, züchtende Worte und Regeln. Das Volk, welches Gott zu Seinem Instrument gewählt hat, wird halb wider seinen Willen gerettet und nach Palästina geführt, an den ihm bestimmten Platz.

Es nutzt nichts, daß Gott zankt mit dem Volk und wie Er mit dem Volk ist, und daß die Natur und das Verfallen an die Götzen der Natur nicht Sache dieses Volkes sein kann. Die Menschheit wird wie durch Schwergewicht abwärts gezogen. Sie ist bei diesem Volk schon so tief in die, übrigens auch von Gott geschaffene, also mit Wunder und Glück erfüllte Natur gesunken und fühlt sich hier so heimisch, daß man ihr die Warnung täglich in die Ohren schreien muß. Aber sie hat sich ihrer Trägheit, ihrem Egoismus verschrieben, und hört nicht und treibt es weiter wie zuvor. Propheten, jetzt keine Engel mehr, warnen.

Das Volk verliert nach der inneren die äußere, die nationale Freiheit und Unabhängigkeit.

Und als sie nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft sich wieder finden und sich neu herstellen wollen, schmilzt ihnen (so sehr sind sie ins Natürliche und in die Formen und Formeln der Gesellschaft gesunken), schmilzt ihnen der ewige Urgrund Gott und ihre nationale Unabhängigkeit zusammen, jedoch nicht so, daß sie ihre nationale Unabhängigkeit vor Gott führen und von ihm tränken ließen, sondern indem sie Gott vor ihre nationale Unabhängigkeit spannen oder zu spannen gedenken, Ihn, als ihren metaphysischen Zugstier.

Eine kurze historische Ära: Sie ist der Ausklang aller Bemühungen des Menschen, der ein Ich ohne den Urgrund sein will, ein Ich an sich, und zwar in menschlichen gesellschaftlichen Formen unter Mißbrauch der noch vorhandenen Erinnerungen an das Göttliche, an den Ursprung und die wirkliche Mensch-Realität. Als Symbol des Endes, des endgültigen Zugrundegehens dieses Menschen, als Symbol der nun folgenden, fälligen Ausrottung dieses Menschengeschlechtes, Beendigung dieses Weges — ein geheimnisvoller einmaliger Akt, von anderer Art als die früheren, auch einzigartigen, göttlichen Reaktionen und Wiedereinrichtungen. Es ist ein Akt, der so lautlos verläuft wie der Fall eines Samenkorns in die aufgelockerte Ackererde. Es ist weniger ein Akt als ein Geschehen. Gott tritt in die Welt, in dieses Chaos: Das Leiden Christi, der Kreuzestod. Gott hat die Gestalt dieser Menschheit angenommen, sie wird am Kreuz vernichtet.

Es erscheint kein Prophet, kein Engel und auch kein Messias, sondern Christus ist der Mensch Jesu von Nazareth in der ärmsten und leidenden Gestalt. So erfolgt ein elementarer Eingriff in den geschichtlichen Verlauf und die Einleitung einer neuen Ära.

Wenn auch der Vorgang auf Erden kaum bemerkt wurde und an Gewalt nicht mit den gleichzeitigen und folgenden Kriegen und Einstürzen von Reichen konkurrieren konnte, so wächst doch in der Folge seine Wirkung. Von dem kleinen Ausgangsorte greift die Wirkung auf die Nachbarschaft über, auf die Kontinente und die ganze Erde. Das Ereignis dringt in die Generationen ein und wühlt sie mehr und mehr auf.

Dies ist aber (weil es die Menschheit wieder herstellt und sie darüber hinaus erhöht), jenes aktive und nie zu begreifende Element, von dem wir im Vorangegangenen sprachen, welches hinter dem Einsturz der babylonischen Türme steht und verhindert, daß sich die Menschen mit seinem geschichtlichen Ergebnis zufrieden geben.

*

Die Tönung unserer Ära

Es steht aber so in dieser letzten Ära, und dies gibt die Aufklärung:

Als die Sintflut abgelaufen war und Noah den Kasten verließ, die Arche, und opferte, und als der Herr den lieblichen Geruch spürte und Gott zu sich sprach, da lauteten Seine Worte, nach der Heiligen Schrift: „Ich will hinfort die Erde nicht mehr verfluchen um der Menschen willen, denn das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Grund auf. Und Ich will hinfort nicht mehr schlagen, alles was da lebt wie Ich es getan habe.“

Und dann kommt das Wort:

„So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Sonne und Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“

Und dies erklärt die Zerrissenheit und das Unruhige, Werdende, das Traumhafte in unserer Ära. Wir stehen in der Ära der Wirksamkeit dieses Wortes und seines Fortschreitens, denn es ist nun schon über das Wort hinaus etwas geschehen, was eindeutig die Bewegung weiterführt: Der Kreuzestod. Ein furchtbarer Schlag, dieser Weltära vorausgehend, ist auf die Menschen gefallen; böse wird er hier „von Jugend auf“ genannt; die Trennung vom Urquell des Lebens hat er vollzogen. Aber dennoch ist das Menschengeschlecht nicht untergegangen und nicht ausgerottet, und es lebt so fort in einem Dämmer, im Doppelgefühl des erlittenen Verlustes, des erfolgten Schlages — und des wirkenden, ihm zugefallenen Heiles, des züchtenden, quälenden Dranges nach Rettung, ja, des Wissens um die Rettung.

Der Mensch zittert und leidet, sagen wir, unter dem Gefühl des Schlages. Weiß er aber noch davon, weiß er über den Augenblick hinaus von irgend etwas? Doch. Wenigstens wenn sich ihm Krankheit und Tod nähern und wenn Katastrophen,

ihm unfaßbare, über ihn fallen, — aber auch wenn er in nachdenklicher Stunde seine und die Menschheitsgeschichte, die sogenannte Weltgeschichte betrachtet. Da fühlt und erkennt er Einiges.

Und da sieht er: Wie nun das Menschengeschlecht, unklar und unsicher geworden, jene eigentümlichen und monotonen Bewegungen macht, die sich großartig als Weltgeschichte ausgeben und die noch lange nicht die Menschengeschichte sind. Wie er die Hände irre nach Rettung ausstreckt. Wie hier solche Bewegungen erfolgen, zwangsläufige Bewegungen, die dazu dienen sollen, einen uralten, längst gefallenem Schlag abzufangen. Das sind unsere Bemühungen, unser Suchen nach neuen Ordnungen, zur Ruhe hin, zur Befriedung, zu einer staatlichen Stabilität.

Die Notlage trifft und betrifft den Menschen nicht nur, fühlen wir, — sie geht auch aus ihm hervor. Unsere Notlage zeigt ein menschliches Gesicht. Sie demonstriert schrecklich und brutal dem Menschen seine Unzulänglichkeit, die den Menschen reizt, und das soll sie, die ihn empört und herausfordert und zur Verzweiflung bringt, und das soll sie. Es ist eine Notlage, gegen die wir angehen wollen, gegen die wir mit immer neuen Methoden anrennen, um sie aus der Welt zu schieben.

Aber es bleibt doch die Welt selber, diese Weltära. Und so denken, schreiben, lehren und handeln wir unermüdlich, umsonst, gegen dieses, was der Mensch selber so zum Schänden erniedrigend an sich findet. Seine Ehre, daß er es findet.

Aber alle seine Bibliotheken, alle Universitäten und Forschungsinstitute ändern nichts an diesem bitteren Tatbestand. Es ist eine gräßliche Wunde, an der wir leiden und die sich nicht schließen kann. Und so kann es geschehen, daß wir über das Elend dieser Ära Berichte lesen, geschrieben vor tausend und zweitausend Jahren, und wir lesen diese Aufzeichnungen und Anklagen, und stellen fest, es ging ihnen ebenso wie uns, und es hat sich nichts geändert, und wir haben es so wie sie. Ja, wir können es uns nicht verheimlichen und müssen gestehen:

Wenn in Europa die Landschaften mit Trümmern bedeckt sind, wenn Millionen Menschen ohne Behausung existieren, von einer Gegend in die andere wandern, bedrückt von Hunger und Kälte, und dies nach Jahrhunderten, nach Jahrtausenden menschlicher Bemühung, so ist das so kläglich, so erbärmlich niederschmetternd, daß man schon nicht mehr geneigt ist, von mensch-

licher Schwäche zu sprechen, sondern von menschlicher Schlechtigkeit und Verworfenheit.

Ja, dieses zeitgenössische Toben, dieser Egoismus, diese Unverträglichkeit, der ungebrochene Herrschafts- und Besitztrieb, dieses alles, wir können nicht umhin zu konstatieren, schändet die Welt. Es schändet die Natur, es schändet die Erde, dieselbe Erde über deren Lebewesen doch, so hieß es, der Mensch, eben dieser Mensch, als Höchstes, ja als Sinngeber gesetzt wurde. — Es ist aber diese Ära.

Teil IV

GOTTES SORGE UM DEN MENSCHEN

Vorstöße Einzelner zur Behebung der Not

Wir sprachen von Bemühungen, die sich aus der Gesellschaft heraus gegen die Notlage erheben, und nannten aus den letzten Jahrhunderten den Humanismus und den Sozialismus. Wir beschrieben ihr Schicksal. Wir wollen nun sprechen von dem, was der Einzelne hier tut, wie er die Not empfindet und mit ihr fertig wird.

Da wirft sich das Gefühl des Ungenügens, das Mißvergnügen auf die materielle Seite der Existenz, und man hat vor, sich besser zu kleiden und zu ernähren. Man will mehr Behagen. „Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm.“ Blicken wir, mit diesem Lied in den Ohren, auf die Menschen im Wohlstand. Wie befinden sie sich, was wird aus ihnen?

Wir berühren mit der Frage das Schicksal einer großen Gesellschaftsschicht. Es wäre gut, offen das Leben im europäischen Bürgertum zu schildern. Man müßte schildern, wie sich in ihm der materielle Fortschritt auswirkt und welche Veränderungen er an der seelischen und moralischen Struktur der Menschen hervorruft. Eine umfassende Bestandsaufnahme würde aufklären. Sättigt Wohlstand den Menschen? Hebt er, fördert er ihn? Er führt zu einer gewissen Beruhigung. Man fühlt sich von einigen Dingen befreit. Es treten andere auf. Nach der Beruhigung die Erschlaffung. Am Horizont zeigt sich eine Wolke: Die Indifferenz und der Hunger nach Reizen. Man ist satt und fühlt sich entleert.

Für diese bürgerliche Situation gelten die Worte des Faust: „So taumle ich von Begierde zu Genuß und im Genuß verschmachte ich nach Begierde.“ Faust sagt auch: „Werd ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, Du bist so schön, dann soll die Totenglocke schlagen, dann will ich gern zugrunde gehen.“ Die Vorausahnung des Bankrotts. Man fühlt, daß man dem Nichts entgegentreibt.

Und so sehen wir unsere gelangweilten Wohlhabenden, die sich, was auch immer, verschreiben, um ihre Leere auszufüllen,

und nun kann sie nichts, als rebellieren, und nun hat sie Affekte, unterdrückte Triebe, und es ist ihr klar, daß diese unterdrückten Triebe ihr Ich ausmachen. Das kommt ihr so vor, es ist eine verbreitete Auffassung. Es ist auch eine verbreitete Auffassung, daß Triebe dazu da sind, um abreagiert zu werden. Aber ob man sich so findet, ist die zweite Frage, die nicht gestellt wird. Nora hält sich für ein unterdrücktes Triebwesen. Ein „triebhaftes Naturwesen“ existiert nur in der Phantasie alter Popular-Philosophen und einiger Analytiker. Nora kann es nicht gelingen.

Die Triebe zu sättigen erweist sich als ein Irrweg, wie die Flucht ins Kollektivum. Da hat in letzter Zeit ein jüngerer französischer Schriftsteller, Camus, ein Stück geschrieben, dessen Held der römische Kaiser Caligula ist. Dieser Caligula ist der Nora von Ibsen voraus. Er hat es bequemer als sie. Dem römischen Kaiser kann es an nichts fehlen in bezug auf Befriedigung seiner Triebe. Er braucht keine Türen aufzustoßen. Alle stehen offen. Er ist das Modell für jene, die Glück in der Befriedigung natürlicher Triebe suchen. Wir sehen das Stück und sehen den Mann: wer möchte in seiner Haut stecken? Es geht ihm nicht gut. Der Autor häuft Trieb über Trieb in ihn, er stopft den Mann mit Perversitäten voll und erlaubt ihm alle zu befriedigen, — was, wie dem Helden vorkommt, heißt: sich ausleben. So bewegt er sich von Akt zu Akt. Er konstatiert und stöhnt (wir wissen es gleich im Beginn): das Dasein ist nichts und ich bin nichts.

Und wenn wir fragen: warum ist denn das menschliche Dasein nichts, warum nützt denn dem Caligula die ganze „Entfesselung“ seiner Individualität nicht, so liegt die Antwort auf der Hand: Er hat nichts entfesselt. Er ist nur geflohen. Er hat sich überhaupt nicht bewegt.

*

Das Urchristentum und der Sklave

An diesem Punkt unserer Betrachtungen machen wir Halt. Wir sahen, wie die Gesellschaft Geschichte machte, eine Geschichte, welche den Menschen immer wieder an den Anfang zurückwarf; — er fühlt, er muß von Neuem anfangen, — wir

sahen menschliche Einzelbemühungen, die auf eigene Faust, privat, das Problem der Notlage lösen wollten. Aber weder Wohlstand noch Befriedigung der Begierden können dem Menschen wirklich helfen.

Jetzt klopfen wir, um uns Rat zu holen, an ein altes, sehr altes Tor. Wir befragen uns beim Urchristentum. Wir machen diese Bewegung auch, weil wir da auf eine instruktive Situation stoßen: nach all diesen Individualitäten treten wir vor den Sklaven. Ja, diese Situation lag damals vor, Sklaverei. Der Sklave war Mensch, Mensch noch über die Proletariereistenz hinaus zur Sache geworden, — der Sklave das Minuszeichen der Person. Wie verhält sich nun das Urchristentum gegen ihn? Die Antwort wird uns nicht nur über die Sklaverei, sondern auch über alles andere, über die gesamte menschliche Notlage belehren.

*

Wir kennen die Lehre des Urchristentums. Wir kennen die Worte, die aus dem heiligsten Munde kamen und mit denen sich an Tiefsinn nichts vergleichen läßt, was sonst über die Menschen und ihre Beziehungen zur Gesellschaft gesagt wurde. Nun, das Urchristentum hatte sein besonderes Wissen von dem Menschen. Es wußte auf seine Weise, was der Mensch, die Person und die Gesellschaft ist.

Rief das Urchristentum die Sklaven auf, sich zu befreien? Richtete es an die Herren der damaligen Gesellschaft, an die Cäsaren, Patrizier, Aristokraten die Aufforderung, beschwörend, warnend und drohend, die Sklaverei aufzugeben als eine Schande? Nannte das Urchristentum die Sklaverei eine menschliche Schande? Erinnern wir uns daran, wie das spätere Christentum verfuhr, zum Beispiel als die Spanier in Amerika zu kolonisieren begannen. Damals kamen wirklich aus dem Munde eines Frommen, des Bischofs Las Casas, Beschwörungen, Drohung und Anklage, weil die Spanier auf antike Art ihr Werk an den Indianern, die für sie bloße Sachen waren, verrichteten.

Nein, das Urchristentum appellierte nicht an die Herren, an die Verunstalter des Menschen, und nahm sich auch nicht der Sklaven als Sklaven an. Es ermahnte sie nicht, sich zu erheben. Was tat es denn? Warum tat das Urchristentum nichts, wenn es doch so profoundly um die menschliche Natur wußte und keine

bequeme Philosophie, sondern die wahre Lehre für das Leben war?

Aber der Meister hatte gesagt: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Das heißt: „Rührt nicht an den Staat.“ Rührt nicht an ihn, denn ihr wißt, was er ist, sehr irdisch, und das Irdische ist gewiß auch Leben, aber nicht euer ganzes. Denkt erst an eure Pflicht gegenüber dem Himmel und vergeudet euch nicht im Kampf um die Erde. Ihr werdet euch so nicht gewinnen.

Nein, der Meister betrieb nicht den Umsturz der sozialen Einrichtungen, so übel sie waren. Und ihm folgte der Apostel Paulus, der darüber hinaus noch einen verblüffenden Rat gab, in einem Brief an die Korinther: Die Sklaven möchten, selbst wenn es ihnen möglich wäre, frei zu werden, aus eigenem Entschluß Sklaven bleiben, im Dienste Gottes, als ein Opfer.

Was ist das? Warum das? Was versteht man hier unter Mensch? Wie versteht man hier seine Notlage, und welchen Weg gibt es aus der Notlage heraus?

Bestimmt, erkennen wir sofort, erfüllt sich im Christentum der Mensch nicht wie Nora, die aus ihrem Puppenheim wegläuft. Bestimmt wird die Notlage nicht so gesehen, wie sie der Doktor Faust sieht, und sie wird auch nicht so beendet und eigentlich so wenig berührt wie im Falle des römischen Kaisers Caligula. Diese alle standen unter dem Wahn, der noch heute herrscht: Man ist am Dasein und hat eine Individualität und trägt sie fix und fertig mit sich herum, und dem entsprechend gibt es nur ein Rezept: Lebe diese Individualität, mit der du dich identifizieren sollst, verwirkliche sie, und dies wird dir zum Glück und zum Frieden helfen. Nichts davon meint das Urchristentum.

Es sagt zu dem, der glaubt eine Individualität zu haben und sie ausleben zu müssen:

Erstens, du hast keine Individualität, sondern du bist sie.

Zweitens, wie aber bist du sie? Du bist sie nicht, sondern sie wird im Lauf deines Lebens.

Drittens und hauptsächlich aber: So wie du bist, mit Leib und Seele, in diesem Zusammenhang deiner Existenz, so bist du hingestellt. Damit fertig zu werden, ist deine Aufgabe. Mit diesem Geheimnis mußt du dich weitertragen, nicht gemäß den natürlichen Trieben (die dir nicht so natürlich sind, wie dir vorkommt), sondern gemäß den heiligen Worten, die dir gegeben

sind. Suche und erkenne erst diese Worte, und dann ringe um dein Ich, das erst werden soll. Du hast diese Weltära auf deine Weise verantwortlich zu durchschreiten.

*

Schon das Alte Testament macht den immer wieder zeitgemäßen Aberglauben nicht mit, wonach wir in einer zusammengestoppelten und wieder auseinanderfallenden Zufallswelt leben, in einem blödsinnigen perpetuum mobile.

Unendlicher Sinn offenbart sich in der Schöpfung. Vernunft, Zweck und Ziel durchwirken sie. Vieles ist unfaßbar. Wir berührten am Beginn ein kleines Zeichen, die Kollektivvernunft, die Artvernunft bei den Tieren. Getragen wird aber unser Dasein von einer wissenden Macht, der man, hingegeben und bewußt, wenn überhaupt einen Namen, so den des Vaters geben muß. Wir sagen Gott.

In solchem Zusammenhang steht unsere Weltära und unsere Notlage, die menschliche. Und das läßt verstehen, warum es dem Menschen in der Natur, in der Gesellschaft und in der Geschichte so ergeht, wie wir gesehen haben.

Die Notlage und das Leiden ist eine Stimme, die aus uns selber klingt, vor der wir uns nicht die Ohren verstopfen können. Diese Stimme treibt uns über Zeit und Geschichte hinaus.

Und weil die Urchristen dies wußten, auch die alten Propheten, und weil dies ihre Grundeinsicht war (die keine asketische Grundhaltung gegenüber der Welt mit sich bringen mußte, denn dies ist ja eine Gotteswelt), darum sind viele ruhig Sklaven geblieben und warteten ruhig, demütig, in der Gewißheit, daß es nicht darauf ankommt, wo man Mensch ist, sondern daß man es an jedem Ort sei und nicht vergesse, wie man sich vollendet. Das weitere wird sich ergeben, geheimnisvoll wie das Ganze, das uns trägt, auf einer anderen, höheren, weiteren Ebene, der wir zuwachsen.

Dies wußten die Urchristen, und weiß jeder spätere Christ von seiner eigenen Existenz und von dem Ende der allgemeinen menschlichen Notlage.

*

Die Urchristen begriffen auch besser wie andere, was Schmerz, Leiden und Mitleiden bedeutet und wie fruchtbar es sein kann und wie es die Seelen aufgehen läßt. Sie wußten von dem seelenbildenden Charakter des Leidens, und von der Seelenvergrößerung und den verwüstenden Kräften, von der Vertrocknung, Verödung und Versteinerung des Genusses und der scheinbaren Erfüllung. Hier spricht die christliche Sympathie oder Affinität für das Leiden. Der Nichtchrist wagt sich da ungern heran, er versteht es nicht, hält es für Krankheit.

Beachten Sie, wie ungeheuer verschieden das Christentum und der Buddhismus vom Leiden und der menschlichen Notlage denken. Über das Leiden hat der Buddhismus seine Auffassung. Buddha sah in der Welt Krankheit, Alter und Tod. Was tat er nun, der indische Königssohn, als ihm dies ans Herz griff? Er sagte „nein“ zu der Welt. Er wandte sich vom Leiden ab. Er erkannte im Leiden nur ein Negativum. Nicht so der Christ. Auch der Christ konstatiert die menschliche Notlage und die Not der Welt. Er blickt dem Leiden ins Gesicht und blickt ihm ins Herz. Er weiß den Sinn und Grund des Leidens, und weiß darum: hier hat man sich zu stellen. Man hat durch das Leiden zu gehen. Das Leiden treibt nicht aus der Welt, im Leiden klingt die Stimme, die ruft und uns über unsere Situation aufklärt.

Die Sympathie für das Leiden quillt aus großer menschlicher Tiefe. Sie ist nur metapsychologisch zu verstehen. Zum jetzigen Menschentyp gehört Schuldgefühl und Sünde. Aus dem dunklen Urgefühl, das allen im Fleisch sitzt, quillt das Gefühl, dieses Schuld- und Sündegefühl, und ist ein Ding, das die moderne Psychoanalyse glaubt aus Familiensituationen ableiten zu können. Aber tatsächlich manifestiert sich dieses dunkle Gefühl, das auf menschliche Urzustände hinweist, nur in jenen Situationen. Leiden wird sofort und unbewußt als zur Schuld gehörig erfaßt. Man nimmt Leiden und Schmerz an, weil sie reinigen, und ferner, weil sie etwas tun, was jeder unmittelbar versteht: das Leiden erhöht, es macht den Menschen menschlicher.

Und wie das Leiden, Krankheit und langes Dulden an der Bildung des Menschen beteiligt sind, es wird keinen unter uns geben, der darüber nicht einige Erfahrung hätte. Viele werden wissen, was sie dem Schmerz und dem Unglück zu danken haben, —

keine Verminderung des Menschlichen, sondern ein Wachstum, eine Bereicherung.

So verändert sich also im Christlichen der Begriff Notlage. Hier wird er ein Positivum, ein Wegbereiter. Die Notlage des Menschen erhält hier ein anderes Gesicht. Ja, welche Verfeinerung erfährt der Mensch, der leidet und dem schließlich die große Wendung gelingt, sein Leiden anzunehmen!

Ich wüßte aber wenige Dinge aus den vergangenen Jahren, die mich so mit Grauen erfüllten, wie das Vorgehen der letzten Staatsbiologen gegen die chronisch Kranken. Wie ahnungslos dachte das vom Menschen. Sie konnten es nicht deutlicher zeigen. Es gibt ja wenig Dinge, die so heilsam und erzieherisch wären wie die Pflege, die Wartung, der Umgang mit Kranken. Welche Fülle von feiner Empfindung, von zarter Rücksicht und Nachdenklichkeit kann hier in den Gemütern wachsen. Wie wohl tut dem Menschen das Unglück, wenn er sich ihm nicht verschließt und mürrisch vor ihm davonläuft, statt sein Ohr der Stimme zu öffnen, die zu ihm spricht. Aber was für Entsetzliches haben damals die Staatsbiologen den Ärzten und dem Pflegepersonal in Anstalten zugemutet, etwa denen, die den zur Vernichtung bestimmten Geisteskranken vor ihrer sogenannten Verlegung den Namen auf die bloße Haut schreiben mußten. Sie führten den Befehl aus, aber sie leisteten auf ihre Weise Widerstand. Sie weinten.

*

Die Weltära und die menschliche Freiheit

Liegt also ein unabwendbares Fatum über uns, sind wir zur Untätigkeit verurteilt und sollen wir stumm und bitter, mit gebundenen Händen durch dieses Tal der Tränen wandern?

Der Mensch ist als freies, bewußtes und tätiges Wesen geschaffen. Als solches hat er den Zustand der Welt und ihren finsternen Charakter herbeigeführt. Es wäre aber gegen die Art dieser Welt und ihrer Schöpfermacht, wenn das, was geschaffen wurde und was guten Willens, aber schwach und gebrochen ist, wenn das verloren bliebe. Unmöglich auch dieses angesichts der unverändert gebliebenen inneren Hoheit der Menschenfigur. Und

da sollte zuletzt nichts mehr sein mit dem Menschen als: „Von Staub bist du gekommen, zu Staub sollst du wieder werden“?

Aber wenn wir auch Staub sind: Zwischen Staub vom Anfang und Staub vom Schluß hat sich etwas geändert. Es ist etwas geschehen. Man hat sich bemüht.

Wir wissen, es gibt Gerechtigkeit in der Welt, und mehr als Gerechtigkeit: Liebe ist da. Durch sie steht die Welt. Man hat sich bemüht, — gewiß, man hat nichts erreicht. Jedenfalls im Sichtbaren hat man nichts erreicht. Aber auf anderer Ebene, in anderen Dimensionen muß das Bemühen sichtbar geworden sein und in die Waage fallen, sofern dies nämlich nicht nur eine Staub- und Aschenwelt ist.

Aber ich sagte schon, der einfache Blick zeigt: So sieht kein Baukasten mit zusammengewürfelten Steinen aus.

*

Da die Notlage aus uns fließt, wäre zu verlangen, daß auch die Änderung aus uns fließt. Wie aber kann sie von uns ausgehen, welche Mittel haben wir dazu, wir, völlig zu Objekten geworden, wir, schon lange nicht mehr Ichs, sondern Ich-Splitter?

Wie gedenken wir dieser Weltära Herr zu werden, wir ruinierten Figuren, in unserer kleinen täglichen Not, der Misere des Alltags? Es ist kein Unterschied zwischen dem Übel unserer täglichen Not und dem dieser Weltära, — wer das eine nicht bewältigen kann, wird auch das andere nicht können.

*

Der Brückenschlag.

Wir sind aber Person. Die Person ist das höchste Geschaffene. Sie ist ein feierliches Wesen, ist die eigentliche Gestalt des Menschen, wie sie der Schöpfer geformt hat. Zwischen dem Schöpfer aber und der Person, dem menschlichen Kern, sind die Fäden nicht abgerissen. Allein der Umstand, daß wir sind, und nicht von uns, zeigt, daß uns die Macht, die uns geschaffen hat, hält. Und sie hält uns nicht nur im Dasein, sondern bewahrt uns unsere Art in der großen Wunderform der Person.

In unserer Person besitzen wir eine Kostbarkeit ohnegleichen. Die Person bildet die Brücke zum Jenseits, zu dem ewigen Ge-

heimnis, zu Gott, dem Quellgrund, welcher schafft, aber nicht in das Geschaffene eingeht.

Hier ist der Weg in das Ungeschaffene, in die Schöpfermacht hinein.

Und wie betreten wir die Brücke, über welche die Verwandlung, die Wiederherstellung und gar die Erhöhung kommen kann und zu uns kommen soll, die Brücke zu unserer Erfüllung?

*

Zwei Worte sind zu nennen. Sie greifen zurück auf die Geschichte der Aeonen. Das eine bezeichnet die Haltung, in der man sich der Brücke nähert, von der ich sprach. Es ist eine andere Haltung als die, welche den Entdecker und Erfinder charakterisiert. Es ist die Demut. Sie wird begleitet vom Schweigen und großer Geduld.

Demütig sein heißt, den realen Tatbestand anerkennen, auf dem unsere Existenz und unsere Art ruht, den Tatbestand, auf den früher oder später jeder Mensch stößt, und den er erkennt, ob er es zugibt oder nicht. Der Mensch weiß dann, wie es um ihn steht. Demütig sein heißt nichts anderes als: man ist wissend geworden, man ist gereift sich zu öffnen für Einflüsse, die in unsere Sphäre aus einem Bereich jenseits unseres Wirklichkeitsfragmentes fließen.

Und mühelos entsteht dann, zwischen der Person und der geheimnisvollen Sphäre, ein Gespräch. Und wie nennt sich dieses Gespräch? Es ist das zweite Wort: Gebet.

Beten ist eine aktive Bewegung, Beten ist das fremdeste Wort, das man heute einem Menschen der Stadt und den Leuten aus der Fabrik, von den Banken, dem Menschen von der Straße hinhalten kann. Das kennzeichnet den Grad der Zerbröckelung des westlichen Menschen, den Grad unserer Selbstentfremdung und demonstriert den Zerfall unserer Person. Man lacht: „Beten?! So denkt man die Welt zu ändern?“ Jeder von der Straße glaubt darüber lachen zu können.

Es soll aber so die Besserung, die Herstellung und Heilung des Menschen eingeleitet werden. In der Tat: so die Veränderung in der Weltära. Hier, in dieser freien Bewegung des Ichs, in dieser seiner Antwort auf das ewige Du im Ich, rettet sich der Mensch.

Unsere Sorge — der Mensch. Aber ist er nur unsere Sorge? Es stünde schlecht um den Menschen, wenn sein Heil nur von ihm abhinge. Der Einzelne auf seinem Weg und die Menschheit auf ihrem Weg durch die Geschichte, sie lägen längst in dem Abgrund, den sie entlangwandern müssen. Unser Geschlecht, das wie ein Erschrockener über seine eigenen Füße stolpert, es wäre längst verkommen ohne die Sorge, die Fürsorge der Instanz, die uns Dasein gibt.

Und in der Tat, das ist der Quellgrund, der Urgrund, Gott, wir geben dem Geheimnisvollen viele Namen. Schon die Richtung auf Ihn besänftigt und gibt Sicherheit. Da ist Fülle, und sie geht über uns, Fülle in Fülle. Und dies ordnet konfuse Gedanken, entscheidet ohne Streit, überzeugt ohne Diskussion. Das ist eine andere Klarheit als die sichtbare, welche die Tabellen der Wissenschaft geben. Und momentan zeigt sich hier auch eine schrankenlose Güte und überwältigender Reichtum. Und da kann keiner höhnen und dies für Phantasie und Hirngespinnste halten. Das bedeutet so wenig, als wenn einer eine Flintenkugel gegen die Sonne abschießt, — die Kugel fällt neben ihm zu Boden und die Sonne hört nicht auf, ihr Lichtmeer auszugießen.

Der himmlische Urgrund, der seine Geschöpfe nicht vor die Hunde oder die Atome geworfen hat, Er, jenseits, weiß von unserer Not und unserer Schwäche, von unserer Borniertheit und Besserwisserei, von dem störrischen Zwang, über unseren eigenen Schatten hinwegspringen zu wollen, von dieser trostlosen Anstrengung, die wir doch nicht aufgeben, uns aus dem Netz zu befreien, in das wir uns verstrickt haben.

Und Er hat sich selber, unvorstellbares Faktum, aber im Grunde so einfaches Faktum, auf den Weg gemacht, uns entgegen, den Verirrten, Verlorenen entgegen, und das ist das Ereignis aller Ereignisse der Weltgeschichte nach der Erschaffung der Welt.

Unsere Sorge, — aber welche andere Sorge und Fürsorge trägt der Himmlische, Er, um den höllischen Bann zu brechen, den wir selbst nicht brechen können, — den entsetzlichen Urmangel der Menschheit zu beseitigen, die Ablösung von der Wurzel, die Abtrennung von ihrem Grund, und uns zu befähigen, den Weg unserer Wiederherstellung zu beschreiten.

Aber uns wird nichts Schweres zugemutet, schwach wie wir sind. Das Joch, das wir tragen sollen, kann nur sanft sein.

*

Und das ist der laute, herrliche Ruf, der Jubelruf, der aus den Evangelien schlägt. Ja, was sagen wir da? Jubelruf? Dieser Schmerzens- und Passionsweg Gottes, der hier in der Tat nun einen Namen trägt, einen einzigen, den höchsten, den süßesten, den wonnevollsten Namen, dessen bloße Aussprache uns Tränen des Glücks in die Augen treiben sollte: Jesus von Nazareth, geboren von der Jungfrau Maria, Mensch und Gott, Jesus, der Name, den nun jeder von uns seinem Namen hinzufügen muß. „Cogito ergo sum“ sagte Descartes, „ich denke, also bin ich“. Besser muß es heißen: „Jesus ist, also bin ich“.

Ja, Jubel über diese Hilfe, die dem Geschöpf aus dem Zentrum der Schöpfung zufließt, — diese Fürsorge Gottes um uns und dieser Eingriff.

Jubel über Sein Erscheinen hier, und welch betäubender Hinweis: erscheinend in unserer, in Menschengestalt. Was sagt das, was singt das, verkündet das über den Menschen, diesmal nicht strafend, drohend und verwerfend, sondern frohlockend, ja triumphierend? Was sagt das über den Menschen, der doch schon glaubte, sich von den Tieren ableiten zu müssen? Und siehe da: Die Hilfe ist nicht erschienen, wie man kindlich erwartet hatte, als prächtiger Messias, sondern ganz echt menschlich, Mensch in der Art der Welt, wie wir sie kennen. Ein Verächteter, zu Unrecht Verurteilter, gepeinigter, gekreuzigter Schmerzensmann: die bittere Wirklichkeit unserer Weltära.

*

Am Karsamstag spricht der Priester das Exultat:
„Nun jubelt im Himmel, ihr Chöre der Engel, freue dich, Erde, bestrahlt von dem himmlischen Licht.“

Und dann:

„Dies ist die Nacht, in der Christus die Bande des Todes zerriß und siegreich vom Grabe erstand. Denn nichts nützte es uns, geboren zu werden, wäre uns nicht Hilfe geworden durch die Erlösung.“

Es fällt das Wort von der „glücklichen Schuld Adams“, die einen so großen, so erhabenen Erlöser zu erhalten verdiente.

*

Warum kam Gott, die Menschen zu retten? Was bewegte den schöpferischen Urgeist, den alles tragenden und erhaltenden Grund der Existenz, hier einzugreifen? Es wurde von einigen gesagt: „Gesetzt, Liebe hätte wirklich diese Welt geschaffen, würde sie sich nicht eher als Liebe beweisen, wenn sie die Schöpfung korrigierte und nunmehr das menschliche Dasein auslöschte, als wenn sie es erhalte oder einer uns nicht sichtbaren und qualvoll langsamen Rettung entgegenführte?“

Ich weiß nicht, ob man so „Schöpfung“ richtig sieht und besonders die Beziehung des Schöpfers zur Schöpfung. Hier ist nicht die Rede von einer Schöpfung, welche verglichen werden dürfte mit der Tätigkeit eines Bildhauers, der eine Statue anfertigt, oder mit dem Hervorbringen eines Gedichtes oder eines Musikstückes. Die Künstler bringen ihre Werke mit einem gegebenen, fremden, äußeren Stoff zustande. Sie finden eine Substanz, eine Materie, das Holz, das Eisen, den Stein, den Ton, die Sprache und prägen diesen Stoffen ihren Geist auf. Der Stoff selber hat von Haus aus nichts mit dem zu tun, was man mit ihm macht. Dementsprechend trennen sich später wieder diese beiden, der Stoff und die ihnen aufgeprägte Form. Sie fallen auseinander, und das Holz ist nachher wieder Holz und der Stein Stein.

Anders in der Schöpfung. Kein Stoff, keine Substanz, keine Materie ist hier gegeben. Sie ist so wenig „gegeben“ wie die Form. Alles, was nachher wirklich ist, ist geschaffen, alles. Es treten nicht getrennt auf Stoff, Substanz, Materie auf der einen Seite, und Geist, Gestaltungsprinzip auf der anderen Seite. Sondern es ist „das Wort“, der schöpferische Urgeist, der alles schafft, und es aus sich schafft.

In der geschaffenen Natur gibt es keine Urzeugung. Man nahm sie noch im vorigen Jahrhundert an. Sie erfolgt im Akt der Schöpfung. Und hier wird alles, was erscheint, sofort geformt, und es tritt keine ungeformte Materie auf.

Und alles Einzelne, was geschaffen wird, steht sofort in sinnvollem Zusammenhang mit der ganzen übrigen Schöpfung. Es

wird nichts vereinzelt geschaffen. Es liegt auch dann keine vereinzelte Schöpfung vor, wenn Schöpfungstage aufeinanderfolgen. Die Schöpfung ist eine einzige, gemäß ihrem Ursprung, dem Schöpfer, selbst wenn sie, innerhalb der Zeit, durch verschiedene Momente, Stufen und Tiefen läuft.

Dies gibt allem, was geschaffen ist, die Gewähr, daß es den ihm zukommenden Platz hat und nicht verloren geht.

*

Gegenwart und Jenseitigkeit Gottes

Wenn das Geschaffene von Gott ist, aber nicht Gott ist, — in welcher Weise ist es von Gott?

Es ist, wie man liest, auf Sein Wort hin entstanden, welches fiel vor dem Nichts und gegen das Nichts hin, und also Seine Tat einlagert in das Nichts.

So wird von vorneherein klar, daß die Welt eingelagert und umlagert von Tod ist. Hier ist sie eingetragen. Und alles, was Leben und Form, was Existenz ist, ist von Gott. Also ist alles mit Gott verbunden und kann diese Verbundenheit nicht verlieren.

Ist Ewigkeit und Unsterblichkeit damit gegeben, daß man in der Existenz ist? Dies nicht; die Existenz der Welt ist im Nichts situiert. Und dies muß auch ihr Schicksal begründen. In die Vernichtung geht alles ein, was nicht besonders vom Schöpfer hervorgebracht und bewahrt wird. Die Schöpfung hat Stufen. Jedoch ist nichts von dem, was geschaffen ist, ewig.

*

Die Welt besteht und dauert seit ungeheuren Zeiten. Ihre Fortdauer ist nicht die Stabilität dessen, was einmal ist und sich, da es nun einmal ist, so fortträgt und fortbewegt, sondern ist ein beständiger, lebendiger, frischer und neuer Akt, — so wie eine Zentnerkugel, die ein Athlet stemmt und sich auf den Nacken legt, dort nicht liegen bleibt durch sich, sondern durch die Anstrengung, die Muskelspannung des Athleten gehalten werden muß. So benötigt die Realität das Dasein Gottes in jedem Augenblick, und jede unserer Minuten lastet auf Ihm.

Dem Naturgläubigen genügt das Dasein an sich. Er fragt nicht weiter, oder wenn er klug ist, verwehrt er sich zu fragen. Aber er kann noch klüger sein. Er hat seine Klugheit noch nicht genug angespannt.

Ursprünglich und von Haus aus lebt in allem, was existiert, und auf dieser Welt besonders deutlich in den Menschen, eine Liebe zu Gott, ob sie sie zugeben oder nicht. Sie lieben Ihn, instinktiv, natürlich, wie der Säugling, ohne denken zu müssen oder zu können, die süße Milch liebt, die ihm zufließt. Sie lieben Ihn unter dem Zeichen Seiner Gaben. Sie lieben die Schönheit, das Gute, das Erhöhende, — aber wodurch ist das Schöne schön, das Gute gut und was erhöht? Ihr Verstand braucht es nicht zu ergründen, der Verstand ist zu zerstreut und anderweitig beschäftigt. Unserem bewußten Denken wird in der Welt nicht zu viel Platz gegeben, es dient hauptsächlich als Instrument für die körperliche Welt, und so wird es täglich angewandt. Man hat schon lange diese Grenzen des Denkens erkannt; auf die körperliche Welt und die sogenannten praktischen äußeren Dinge ist unser Verstand gerichtet, an das Meiste geht er nicht heran und braucht er nicht heranzugehen. So fallen uns viele Wahrheiten, jedoch nicht in Gedanken, zu, — uns, den lebenden Personen, die von Haus aus verstehen, damit umzugehen. Wir leben und erleben, und wenig tritt in die Denksphäre ein. Das ganze Geschöpf, seine Ganzheit wird angesprochen und tönt und resoniert davon. Man handelt; man „erkennt“ im Handeln und Leiden.

Man muß festhalten an dem göttlichen Ursprung der Schöpfung, — und, was den Menschen anlangt, an seiner besonderen Würde und seinem Adel. Eine Gliederung, Ordnung, Stufung innerhalb der Schöpfung ist nicht zu bezweifeln. Sie ist mit der Schöpfung gegeben und setzt sich über den Menschen hinaus fort.

Weil aus dem „Wort“, dem Logos, der Urweisheit hervorgegangen, ist hier alles vorbedacht und gewußt. So ist, vom göttlichen Zentrum her, die Gestalt und der Verlauf ihrer Existenz zugleich gedacht.

An einer so entstehenden Schöpfung bleibt der Schöpfer eng beteiligt. Wie schon das Faktum der Existenz selber und die Fortdauer der Existenz beweist, sind Schöpfer und Schöpfung weiter verflochten. Welcher Art aber ist diese Verflochtenheit? Das Wort „Jenseits“, als Merkmal Gottes, besagt nur, was auf der Hand liegt, daß Gott nicht in die Schöpfung eintrat. Aber

es war Seine Schöpfung und bleibt sie. Er hält sie, Er könnte ihr den Tag entziehen. Sie rollt aber und zwar so sicher, daß es scheint, als ob sie sich aus eigenem erhält. Kein größeres Lob für den Schöpfer, als daß viele dies annehmen.

Die Naturgesetze sind Seine Taten. Unerschütterlich sind sie. Und zauberhaft frei.

Und wie sich in der geschaffenen Welt zum Licht der Schatten gesellt, so zu der schaffenden offenen Liebe — der Eigensinn, der Groll, die Verbohrtheit, der Haß, die Neigung zum Zerstören und Auflösen. Das besteht in der von dem Logos berührten Sphäre und rollt zum Nichts. So vergehen die Geschöpfe und verdämmern ins Nichts.

Der Schöpfer, der das wahrnimmt, nimmt es an Seiner Schöpfung wahr, an Seinen Geschöpfen. Und obwohl sie nicht Er sind, sind sie von Ihm und wären nicht ohne Ihn. Was die Welt berührt, berührt Ihn. Mit Recht läßt Ihn die Heilige Schrift sprechen und zürnen und loben und handeln. Er hat Seine Hand in dieser Welt. Auch Seine Stimme ist da.

Er bleibt die schöpferische Liebe, der schöpferische heilige Urgeist. Und zwischen Ihm und der Welt, die Er trägt, bleibt die liebende Beziehung.

*

Ungeheuerlich dann, wie die Urmacht, das Jenseits in einem bestimmten Moment ganz gegenwärtig wird und in die schon geschaffene Welt, — die aber keine fertige Welt und kein aus sich rollendes Rad ist — eintrat, und dem Bestand der Existenz ein neues Urfaktum hinzufügte. Ich sage „Bestand“, als gäbe es eine fest umrissene, irgendwie meßbare „Masse“ Welt, einen auch nur eine Weile gleichbleibenden Bestand und Inhalt dessen, was wir Welt oder Natur nennen. Aber schon der Umstand, daß diese Existenz in jedem Moment von der allein wirklich bestehenden Schöpfermacht gehalten wird, das heißt getan und geleistet wird, spricht gegen die Vorstellung einer festen Masse, eines Bestandes, eines Inventars der Welt. Es sieht in der uns zugänglichen Natur so aus und mit solch einer Natur gehen wir Menschen um; der enge Umkreis erlaubt es. Aber nicht nur die Kraft, die der Welt die Existenz ermöglicht, fließt ihr aus dem Urgrund zu, sondern auch jene Kraftströme der unserem Blick entzogenen Welten.

*

Der jenseitige Gott.

Gott ist gegenwärtig: siehe auch das Wort Jesu zu den Pharisäern vom Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Gott sagte nicht: „Ich war der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs“, sondern „Ich bin es“. Er ist auch, der von Sich sagt, zu Moses: „Ich bin, der Ich bin“. Er nennt Sich das wahrhaft Seiende.

Trotzdem Er jenseits ist, kann man Ihn nicht nahe genug am Diesseits, dicht genug im Diesseits denken, wissen und erleben. Wahr und ungeheuer, erschütternd die ständige Verflochtenheit Gottes mit dieser Welt. Er spielt nicht mit ihr, Er wirft nicht mit ihr Ball. Es scheint vollkommen unmöglich zu sein, von einer ständigen Gegenwart Gottes und Anwesenheit Gottes, von einer ständigen Begleitung Gottes zu reden, wenn man in Tageszeitungen die kleinen Notizen des Alltags liest. Aber es muß möglich sein.

*

Wie diese Verflochtenheit aussieht? Die Bäume folgen den Jahreszeiten und sind ihnen „bewußtlos“ angepaßt. Und so die Gestirne.

*

Je mehr ich nachdenke und je mehr ich Gott bedränge und erfassen möchte, wie Er ist (und leise fragt man sich, „wo“ Er ist), umsomehr kommt mir vor, Er ist nicht so schrecklich verborgen, so unheimlich „jenseits“. Ja ich bedränge Ihn, um Ihn zu bitten, mich wissen zu lassen von Sich, um näher und enger zu Ihm zu sein (und so näher an mir).

Wenn Er jenseits ist — das Jenseits ist auch hier. Das Jenseits ist kein Ort, und weil es kein Ort ist, wie die Stratosphäre, so ist es und kann es auch hier sein.

Ja, wo kann es denn mehr sein als hier, an dem Geschaffenen und mit den Geschaffenen, mit und an der Schöpfung?

Da es keinen Ort für das Jenseits geben kann, so ist auch das Diesseits im Jenseits.

So muß es sein. Die Gegenwart Gottes wirkt sich nicht nur im Erhalten des Seins aus, im Erhalten einer quasi auf einen Schlag geschaffenen Schöpfung, die Gegenwart Gottes wirkt sich auch in der Führung der Existenz aus. Immer wieder verfällt man in

den Fehler, anzunehmen, die Naturgesetze seien da und stünden aus sich, und alles liefe von selbst. Die Schöpfungsworte tönen und rollen noch. Gott ist gegenwärtig, sekundlich.

Näher und näher kommt Er, und man fühlt, wunderbar umgibt Er Seine Schöpfung. Nein, Er braucht nicht jenseits der Wolken gesucht zu werden und man hat keine Schiffe auszuschieken, um nach Ihm jenseits der Meere zu suchen. Er ist da, — weil Seine Schöpfung da ist als Seine. Geheimnisvooll bleibt Er für unseren Verstand, ewig jenseits und unfasßbar in Seinen Taten. Aber über diesen Verstand hinaus haben wir, sind wir — Leben, und Leben von Ihm.

Er trägt und handelt auch außerhalb der sichtbaren Welt, außerhalb der Wirkkräfte, der Tugenden, der Antriebe, die Er in sie gießt. Er trägt auch die anderen Sphären, die der Geister, der Engel.

*

Wie Gott gegenwärtig und zugleich jenseitig ist, — wie Er die Welt am Dasein erhält, aber Sich von ihr nicht fangen läßt, — wie die Welt Ihn, so sehr sie an Ihm saugt, nicht verschlingt, um dann etwa plötzlich selber als Gott, als *deus sive natura* dazustehen und um alle ihre Kräfte als „Götter“ um sich zu werfen, triumphierend, befreit von der Last, einen einzigen Gott, und gar einen echten über sich zu wissen.

Um sich ahnungsweise die Art von Gottes Gegenwart und die Art Seiner Jenseitigkeit vor Augen zu führen, denke man an eine arktische Eiswüste mit Gletschern, Schneeflächen, mit den zusammenschmelzenden Unendlichkeiten von Himmel und Erde, und das Krachen des Eises, das stumme, kalte, unheimliche Nordlicht: hier ist Geschaffenes, in sich gesunken, sprachlos.

Und das periodische Steigen des Amazonas, des Flußmeeres: er hat ganze Flächen seines Bettes und Tales vom Gebirge selbst herangetragen, — wie er um die Baumwurzeln spielt, höher steigt, die Tiere flüchten, das Flußmeer steigt, es ersäuft alles, was es ernährt hat, — und nach einer Weile sinkt der Wasserspiegel, das Flußmeer zieht den Atem ein: weiter Schlamm- boden. Das ist Geschaffenes der Schöpfung.

Aber in der arktischen Eiswüste, zwischen den grünweißen Unendlichkeiten sitzt ein Mensch und blickt. Es watscheln auch

Robben und blicken. Aber der Mensch, mit dem Auge auf die grauweißen Unendlichkeiten, blickt anders.

In ihm lebt etwas Fremdes, das Andere. Einer versteht nicht, fragt und trauert. Er ist nicht bloß Schöpfung wie die Robbe und der Gletscher. Er ist auch nicht Schöpfer. Aber — auf dem Wege zwischen ihnen, zwischen dem Geschaffenen, der Schöpfung und dem dunklen, ewig jenseitigen, aber von ihm gefühlten, ihm tief und herzlich nahen Schöpfer.

*

Ungeheuerlich, wie die Urmacht in die Welt einbrach, vor unserer Ära, für eine kurze gelebte Periode, die sich freilich dann lange auswirkte und auswirkt. Wir leben in dieser Periode. Natürlich hat sich durch diesen Akt nichts an Gott verändert, Er hat sich nicht verändert durch das Eintreten in eine Menschengestalt. Wie sollen hier Quantitätsmaßstäbe gelten. Und was am Kreuz gestorben ist, ist der Mensch Jesus von Nazareth.

Wir vergessen nie den geistigen Charakter der Urmacht, den die Natur beweist, deren Gesetze mathematisch zu lesen sind. Dieses Geistige findet einen anderen Ausdruck in der organischen Natur als in der anorganischen und einen anderen in der moralischen Natur und in der menschlichen Geschichte.

Wie stark schlägt aber im Leben Jesus von Nazareth das Göttliche durch und sprengt das Körperliche des Geschöpfes. Unerhört die Situation der Gerichtsvernehmung. Das Göttliche könnte das Menschliche durchbrechen. Indem es die Obrigkeit anerkennt, die des Pilatus, dem das Gericht über den Menschen gegeben sei, erkennt es auch ohne auszusprechen über sich selber die göttliche Obrigkeit an, welche das Geschick des Menschen Jesus und die Menschengeschichte bestimmt. Jesus weiß in diesem Moment von dem Plan und „Dein Wille geschehe“, — trotz der Bitte: „Lasse den Kelch vorübergehen“.

Seine drei Tage Schlaf: die Wanderung durch die sogenannte Hölle, die Unterwelt. Das ist die göttliche Beziehung zur Vergangenheit, welche nicht bloße Vergangenheit ist. Das Licht fällt auch in die abgesunkene Welt, das ist der lebende Geist. Auch hier nun Auferstehung, Erweckung vom Tod durch Schöpfungsmacht.

Dies alles geschieht nicht für ein zufällig lebendes Menschengeschlecht, diese eine Generation, diese Epoche, sondern —

es dreht sich um den Menschen, den einen Menschen, der von Adam her lebt. In diesen drei Tagen scheucht der Heiland den Tod von ihm zurück und zeigt, daß es für Ihn keine Zeit gibt.

*

Das Kreuz, das Schauer- und Schmerzensbild, so sieht die Sorge Gottes um den armen und hilflosen Menschen aus.

Und mit Nägeln so scharf, wie die waren, die ihn ans Kreuz hefteten, schlägt das Bild, für uns enthüllt, an unsere Seelen und zeigt uns: So sind wir, so wir alle, so zerreißen wir uns, und hier haben wir uns sogar nicht gescheut, tobsüchtig wie wir sind, wie bissige Hunde über den Helfer herzufallen.

Die Liebe, diese Art Liebe gibt uns einen Begriff von der unvorstellbaren Gewalt und Urkraft, welche die Schöpfung aus sich hervorgehen lassen. Diese Liebe und ihre Urkraft, welche zeugt und aus dem Nichts entstehen läßt, läßt uns die Wahrheit und die Kraft der Gebote verstehen, die in den Offenbarungen zu uns kommen und sich als göttlich legitimieren.

Das Kreuz, das sprechendste aller Bilder, in ihm zusammengefaßt diese alles übersteigende schöpferische Liebe und der Nachtmahr unserer Existenz, unsere schwarze Schlechtigkeit, unsere Niederträchtigkeit, unsere Not und Hilflosigkeit.

*

Oh, ich kann nicht von Dir sprechen, Du Ewiger, Du Himmlicher, der Du unsere Finsternis so aufgehellst hast, der Du uns in uns aufgedeckt hast, ich kann nicht von Dir sprechen wie ein Kluger, der ein seltenes Tier, die Blüte einer exotischen Pflanze beschreibt. Du bist mehr als unser Schöpfer, Du bist eingegangen in uns. Wir sind durch Dich davor bewahrt, in den Ascheneimer der Schöpfung zu fallen und zu nichts zu werden. Wir sind durch Dich erhöht.

*

Unaufhörlich fließt in uns, was uns geworden ist, und bildet mit an unserem Dasein. Und da stehen Kirchen und Klöster. Die heiligen Worte klingen an unser Ohr. Die göttliche Kontinuität

wird festgehalten. Christus ist nicht verschwunden. Er speist uns mit seinen Worten, mit seinem Fleisch und Blut. Dies ist mehr als ein Symbol oder Zeichen der Erinnerung an ein letztes Abendmahl. Man nimmt die Existenz zu leicht, zu flach, man vergißt alles, man hat keine Distanz zu ihr. Realgegenwärtig ist das Göttliche in unserer Existenz. Das Denken sollte mit dem Erstaunen und Erschrecken beginnen. Fleisch und Blut werden real bei der Begegnung des Gläubigen mit dem Zeichen. Und dies sagt noch einmal: Gott ist Geist. Doch ist „Geist“ nicht bloß das, was Gedanken hervorbringt.

*

Rückblick auf die babylonischen Türme.

Die Scheinmanöver, die traumhaften, von denen wir sprachen, als wir über die menschlichen Handlungen und die so wirre Weltgeschichte in dieser Weltära nachdachten, sie werden durchsichtig. Das ist ein Taster, Vorbeigreifen, Ausgleiten, Versinken in Morast. Und was steht hinter den Handlungen? Die Menschheit, die sich erheben will.

Und weiter: den Menschen trägt die Welle, die (er hat als treibende Kraft, als Leitbild den Gottmenschen in sich) zu ihrem Ursprung zurückflutet.

Das ist das Wirken des Opfertodes, die Begnadigung, die machtvoll von nun an die Weltalter durchdringt, ob der Mensch es weiß oder nicht, ob ihm Wissen verliehen ist oder nicht. Die Begnadigung betrifft Wissende und Unwissende.

Warum sollten sie sich dann um das Wissen kümmern, wo die Rettung durch eine Macht in die Welt getragen wurde, welche die Worte sprach: „Selig sind die Armen im Geiste?“ Mehr haben wir in der Tat Gott außerhalb dieses Verstandes, — der Verstand, welcher alles, was er zu erfassen glaubt, in seine verstümmelnden und fälschenden Formeln preßt.

Aber der Geist arbeitet weiter, löst auf, macht flüssig.

*

Und wenn ich mich nun frage: was kann überhaupt ein Mensch, nein: der Mensch in dieser Weltära und in diesen Tagen tun, und was ist eigentlich unser Handeln, wie weit reicht alles menschliche Handeln, so wende ich mich an Dich, Du großer, allein mächtiger und wahrhaft geistiger Gott, Du unser gewaltiger, allwissender, gütiger Vater, — so danke ich Dir innigst und auf den Knien, daß Du uns so geschaffen hast, wie wir sind und uns so klein und schwach hast werden lassen. Denn Du weißt, Du Ewiger, was zuletzt in dem kleinen Jahrzehnt um uns herum geschehen ist, was Menschen an Menschen getan haben, — wir erstarren darunter, wenn wir daran denken. So grausam, so besessen, so haßversunken und -ertrunken, so bar jeder Liebe können Menschen sein. Oh welch Segen nun, sie können ihre Verworfenheit nicht zu weit tragen.

Sie suchen wie Feuer sich weiter und weiter zu stürzen auf alles, was sie verderben und verbrennen. Du hast sie nicht so geschaffen, oh nein, das ist nicht der göttliche Funke, der so beißt, — aber Du hast zugelassen, daß sie sich und uns so zerreißen und daß Millionen Menschen, die Dich nicht kennen und kennen wollen, verzweifelt die Hände erheben und schreien:

„Ist das das Leben, zu dem wir aus dem seligen Nichts gerufen wurden, — mußten uns unsere Mütter darum so herzlich hegen und pflegen, damit wir dies erfahren, lebend auf einen glühenden Rost gelegt, und um glücklich zu sein, endlich wieder in das Nichts einzugehen? Oh Du herrliches, Du gnadenreiches, schwarzes, undurchbrechbares, unaufschließbares, unspaltbares Nichts, zeitloses, raumloses Unnichts, Du wahrhafter Hort und Inbegriff aller Güte und Barmherzigkeit, greife nach uns, öffne Dich uns Menschen, verschling uns in Deinen letzten Grund, uns Elende, Hilflose, die wir es nicht mehr ertragen können, die nicht mehr leben wollen. Mach ein Ende mit uns, und errette uns, bewahre uns in alle Ewigkeit vor dem, was uns erweckt, vor dem Leben, vor dem, das uns hergerufen, hergeworfen hat und uns hier auf dem Schindanger verkommen läßt. Erbarmen, grundgütiger, schwarzer, verhüllter, stummer Erbarmen, Tod, nimm uns an. Deine verlorensten Söhne, die Menschen, kehren schluchzend und reuig zurück. Mach uns auf. Oh Vaterhaus, dunkles, versperr dann deine Pforte mit eisernen Riegeln, daß

wir nie mehr, wenn uns der Wahnsinn treibt oder ein Ruf lockt, entweichen.“

So, ewiger Gott, Du Allmächtiger und Gütiger, Du weißt, es stöhnen und werfen sich in allen Ländern Menschen. Oh sieh, wie wir Dir danken müssen. Dies hast nicht Du, dies haben die Menschen unter sich angerichtet, und im Kleinen richten sie es noch an, und im Großen bereiten sie sich vor und möchten es wieder anrichten, so oder so. Unsere eisernen Roste werden schon wieder geschmiedet, das Holz, um sie zum Glühen zu bringen, wird schon gestapelt und gespalten und Millionen Mütter hätscheln ihre süßen Kinder, damit Leiber für die heißen Bänke da sind. Du läßt es zu. Du hast uns Menschen die Freiheit gegeben, — aber Dank ohne Grenzen, Du hast uns nur geringe Macht gelassen.

Du hattest einmal dem Menschen viel größere Macht zu seiner Freiheit geliehen. Sehr mächtig, einer Deiner stärksten Engel muß damals, als Du ihn schufst und Dein schöpferisches Wort in das taube Nichts schlug und es aufspaltete, so muß der Mensch gewesen sein. Wir sehnen uns nach ihm und unendlich schämen wir uns unserer und bereuen, wenn wir denken, was wir mit uns gemacht haben und was an uns geschehen mußte. Dies alles konnten wir damals leisten. Mächtig wie eine der Dir nahen himmlischen Gestalten, strahlend und stark, weil bei Dir und teilhaftig Deiner schöpferischen Liebe, so bewegte sich der Mensch. Was dies Geschöpf dann überfiel, wie die Selbstsucht und der Wahn den Menschen überkam und ihn aus Deiner Nähe riß: Du hast es gesehen und ließest es zu. Du ließest den selbsternannten Untergott sich tummeln und sich verstricken. Er wußte nichts von sich. Du versuchtest ihn. Du ließest ihn sich bewähren. Denn das ist der Sinn der Existenz: heraustreten und den Kampf mit dem Nichts aufnehmen. Es ist der Kampf mit dem Nichts, den die Schöpfung und auch jedes Geschöpf führt. Das Wort, das Du einmal sprachst, wirkt fort und will und kann nicht schweigen.

Oh, welch gefährdetes Ding hattest Du da geschaffen. Ging es seinen Weg? Es rollte wie ein Schneeball, schon eine Lawine den Abhang herunter. Es konnte stürzen und daher wollte es stürzen, das war seine Freiheit. Es mußte sich bewähren, Du ließest es stürzen. Wäre es mächtig genug gewesen, so hätte es

Deine Schöpfung an sich gerissen und mit sich in den Abgrund gestürzt.

Aber es ist nicht mächtig. Auf den Knien danken wir, daß es ohnmächtig ist, und danken wir, daß Du alles hältst und wahre Macht nur bei Dir ruht.

So blieben wir schließlich, was wir jetzt sind, geschrumpft, geschunden, geduckt, gedrückt, gerupft, lahm und krumm. Es gibt keinen Spiegel, der uns scharf genug zeigen könnte, wie jämmerlich und abscheulich wir geworden sind. Wir, denen zum Affen nur das Fell fehlt, haben kaum eine Erinnerung mehr daran, wer und was wir waren. Nur jenes aufflackernde Feuerchen der Bosheit, der Eitelkeit, des Hasses und den Hochmut, erkennen wir noch in uns, daran identifizieren wir uns. Nein, es ist kein elementarer Feuerball mehr, vergleichlich dem, welchen damals der stolze Engel abseits von Deinem Thron entzündete. Hatte er nicht seinen neidischen Blick sogar auf Deinen Thron geworfen? Er hatte einiges Wissen, nicht viel. Er hatte einige Macht, nicht viel. Es konnte ihm nicht gelingen.

Und so steht es jetzt um uns. Was können wir noch leisten? Wieweit reicht menschliches Handeln? Wiewiel Macht hast Du uns gelassen, was können wir noch ändern, was verblieb uns, um noch etwas zu retten, was erlaubst Du uns, noch zu bessern und aufzurichten, — nach allem, was geschehen ist?

*

Du hast uns geschützt, wie Du Deine Welt geschützt hast. Du hast den stürzenden Feuerbrand Mensch immer mehr erlöschen lassen, bis er nur noch Funken sprühte. Zum Guten wie zum Bösen wurden wir schwach und schwächer. Der Mensch konnte die durch Deine Gegenwart geschaffene Harmonie, die Größe und Herrlichkeit nicht auflösen. Himmel und Erde, wenn auch vom Nichts umgeben und ins Nichts eintauchend, die Natur, täglich ins Nichts zerbröckelnd und neu durch Dich hervortretend, — denn Dein Wort ist da und verblaßt nicht — sie bleiben bestehen, und Deine Gegenwart, die Güte und Liebe, wird von allem, was ist, gefühlt. Und bei allem unserm Jammer, laß unsern Dank und unsere Liebe, unsere herzerzliche Anhänglichkeit zu Dir gelangen, und wenn Du ein Opfer von uns magst, so soll es die Bitte sein, von Dir aufgehoben zu werden,

wenn nicht in dieser Welt, so in jener, die Du für uns bereitet hast, und die uns, unter dem leeren Namen Tod, stündlich so nahe ist.

*

Nun will ich also prüfen: was können wir, im Fleisch, fast ganz von der Natur und ihrem Treiben verschlungen, in das Netz ihrer Gesetze gespannt: was können wir hier leisten, bewegen, um diese Weltära aufzulockern und über sie hinauszutreten?

Was können wir leisten, nachdem es uns nicht geglückt ist, Deine Schöpfung im Ganzen zu verwüsten und nachdem wir uns begnügen mußten, sie in einem kleinen Umkreis zu verwirren, bis wir jetzt dastehen, umstellte Verbrecher, Gefangene mit Ketten, die ihr Schicksal erwarten? Was sind uns noch für Kräfte gegeben, nachdem wir entmachtet werden mußten?

Aus uns, von uns aus ist nichts. Sogar unsere Freiheit ist von Dir. Wir stehen völlig, mit unserer letzten Haarspitze in Deiner Schöpfung und sind und bleiben Geschöpfe und Deine. Und wenn viele, die Dich und Deine Existenz bestreiten, meinen: Die Menschen hätten keinen freien Willen, so stimme ich ihnen zu. Denn nichts hat der Mensch von sich. Von Gott ist nichts frei. Im Rahmen der Schöpfung, in ihre Regeln eingefügt ist alles, was aus der Freiheit kommt, und im Rahmen der Schöpfung steht auch die Freiheit selber. Aber dies ist nicht die Causalität, an die man glaubt. Die Schöpfung hat viele Ebenen und Stufungen. Die Schöpfung ist nicht als ein mechanischer Körper aus Gott geworfen. Sie ist und bleibt ein Vorgang an ihm, einer, der mit ihm im Zusammenhang steht. Seine Worte sind nicht Er, aber sie sind Seine Worte. Und so gibt es, überall geformt und signiert von dem Schöpfungsgrund und dem Zentrum und aus Seinem Feuer entlassen, fernere und nähere Gebilde. Von der Macht und Einsicht der unsichtbaren Gebilde wissen wir nichts, — wir nennen sie Engel, Boten, weil sie dem lebenden, lodern den Zentrum nahestehen und Seine Glut und Seine Strahlen auf das Fernere übertragen.

Was den Menschen anlangt, so hat auch er Freiheit erhalten. Auch wir können, so sind wir geschaffen, vor Gott stehen und haben uns aus Eigenem zu verantworten und müssen uns vor Ihm behaupten. Wir müssen uns mit Ihm auseinandersetzen. Unsere Freiheit verpflichtet uns dazu. Was den Menschen an-

langt, so ist uns die besondere Verwirrung unserer Existenz bekannt, und wir empfinden uns als Wesen von centaurischer Art, gekoppelt Geist und Körper. So sind wir durch die Aeonen gegangen. Jetzt ist der Centaur gestrauchelt. Er ist schwach und fürchtet sich.

Handlungen sind nicht die Hauptsache. Auf Aktionen folgen Aktionen, und da bleibt kein Ergebnis. Voran steht die Haltung. Die innere Abstimmung geht allem voraus. Daran wirken auch wir mit. Freiheit und Vernunft sind auch dazu gegeben. Aber nicht sie allein. Nach der Sintflut spannte der Ewige den Regenbogen aus:

„Das ist das Zeichen des Bundes, den ich gemacht habe zwischen mir und euch und allen lebendigen Seelen bei euch, hinfort ewiglich. Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, er soll das Zeichen sein zwischen mir und der Erde.“

Der Bogen, der Himmel und Erde verbindet, hat das Spektrum Glaube, Liebe und Hoffnung. Sie stimmen uns ab auf die Harmonie und den wahren Bewegungszug der Schöpfung. So wird richtiges Handeln möglich.

*

Die geheimnisvolle Tönung, die rechte Abstimmung unseres Wesens, kann nicht von dem armseligen, fast schon zoologisch naturhaft gewordenen Menschen allein vollzogen werden. Er kann sich nicht am eigenen Schopfe aus dem Sumpf ziehen. Seine Vernunft und die Macht, die ihm zugefallen ist, reichen nicht aus, um die Abstimmung, die neue Tönung vorzunehmen, die nötig ist, um gerecht dem Gang der Weltären und der ihnen untergelegten Heilsgeschichte zu folgen, denn da die Welt eine göttliche Schöpfung ist, kann ihre Geschichte nur Heilsgeschichte sein.

Wir kommen zur Bewegung Gottes, zu Seinem Eingreifen. Diese Bewegung ist kein auffälliges Ding, denn sie findet sichtbar und unsichtbar stündlich statt.

*

Und nun ist dies nicht mehr jene verkommene arme Weltära, von der wir sprachen und wie wir sie im Beginn zuerst zeigten und wie wir sie oft noch jetzt empfinden, eine notleidende Welt, allein diese. Es ist etwas Neues in die Sichtbarkeit eingetreten und wirkt, der heilige Geist des Lebens selber.

Ja, mehr und mehr, zwischen aller Technik und Politik, zwischen Kriegen und Nachkriegen wächst eine unsichtbare Welt in unsere sichtbare hinein und über unsere sichtbare hinweg, wie ein hohes Ährenfeld über niedriges Gras, eine Welt aus Leistungen und Werken der Guten und Tapferen und Frommen, ein Werk, das nicht in den Tageszeitungen verkündet wird und sich nicht in Versammlungen abspielen kann.

*

Und wie wird sich der Mensch jetzt verhalten?

Und wie wird sich der Mensch, der sich geöffnet hat, und sich eine Rüstung zum Bestehen des Daseins anlegt, wie wird er sich verhalten, in der Verwirrung von heute, dem Einsturz von jetzt?

Wird er sich auf die Trümmer setzen und klagen gleich Jeremias über die Größe und Schönheit der zerfallenen Städte? Wird er die Trümmer prüfen und rufen: Wir sollten aufräumen, wir wollen aufbauen? Wird er rufen: Man muß neu beginnen, man muß Maschinen heranschaffen, wir brauchen Rohmaterial und Kredite, damit alles wieder an seinen Platz kommt?

Nein, er wird nicht so sprechen und auch nicht klagen wie Jeremias. Man erinnert sich und vergißt nicht die furchtbare Saugkraft, welche die Dinge entfalten, wenn man sie einmal hingestellt hat. Man weckt dieses heute auf, und morgen wird es dieselbe furchtbare Saugkraft entfalten wie gestern. Du fühlst Dich heute verloren; Du wirst morgen noch anders verloren sein.

*

Was also tun? Wie sich verhalten? Es kann sich nicht um die Herbeiführung eines geschichtlichen Idealzustandes handeln.

Wenn aber auch Geschichte nicht allein auf der Ebene der Politik und der wirtschaftlichen Kämpfe gelebt wird, so auch nicht ohne diese Ebene. Es geht durch sie hindurch. Nur, wenn man sich ihnen verschreibt und sich an sie verloren gibt, geht man verloren.

So wenig es sich also um Herbeiführung eines Idealzustandes handelt, kann es sich um Konservierung verrotteter Gesellschaftszustände handeln. Der Mensch in dieser Ara drängt hoch, und auch indem er sich von der Knechtschaft der Natur befreit, wobei er die Technik in seinen Dienst stellt. Obrigkeiten haben nur Sinn und können nur anerkannt werden, soweit sie auf diesem Wege helfen, also in die wirkliche Geschichte führen: Der Brückenschlag zwischen Religion und Fortschritt.

Die Menschheit ist eins; sie ist der in Völker aufgespaltene Adam.

Überall wimmeln in unseren Gesellschaften die Ich-Splitter, die vom Urgrund abgebrochen sind und weiter in die Gesellschaft hineinsplittern.

Wonach in diesem Weltalter die Menschheit drängen muß, der Adam, der schwer an sich und seiner Existenz trägt, ist: tiefer, heftiger, noch heftiger seine Lage empfinden, sich am Boden des Abgrunds sehen, — und die Hilfe wissen, da er in einer Gotteswelt lebt und (welche Seligkeit) nicht von sich und einer physischen Natur, sondern von Gott, dem Quellgrund der Liebe und Weisheit, hier hingestellt wurde und wird.

Klarheit, Besinnung, Beruhigung, Befestigung. Wer Bergsteigen will, seilt sich an.

*

Augustinus sagte: „Während der Wanderschaft in unserem Leben sollen wir stets im Auge haben, daß wir hier nicht ewig sein werden.“

Wenn wir an Christus glauben, so wird er uns in unserem Leben nicht das geben, was von uns umsomehr geliebt wird, je weniger man Gott liebt, und umsomehr verworfen wird, je mehr man Gott liebt. Doch wir wollen sehen, was er uns versprochen hat: Nicht vergänglichen Reichtum, nicht Ehre und Macht, nicht ein langes Leben, nicht körperliche Schönheit. All dies hat er uns nicht versprochen. Er sagt uns:

„Wer an mich glaubt darf kommen und trinken, Ströme lebendigen Wassers werden aus ihm fließen. Fürchtet nicht den vorübergehenden Tod. Fürchtet den ewigen Tod.“ —

*

Wir sind nicht schwach. Wir sind stark über Staat und Gesellschaft hinaus. Sie werden uns nicht umwerfen. Sie sind die Allein, die wir zu gehen haben. Nicht weniger und nicht mehr.

In den früheren Jahrhunderten flogen Fahnen den Kreuzzög- lern voraus. Sie wollten den Heiden das heilige Grab entreißen. Wir suchen nicht so weit. Begraben liegt Christus und aufersteht Er in unseren Seelen, in der Seele der einen Menschheit, — täg- lich sein Auferstehungstag.

*

Nun ist es genug. Ich habe lange genug so fremd gesprochen, als wüßte ich etwas. Nun spreche ich Dich an, Du liebe Seele, die mir zuhört, — ich, ein armer Mensch, schwach und hilflos, nicht anders als Du.

Wenn Du Dich finden und bewahren und Deinen Weg gehen willst, suche nicht zu weit. Glaube mir: Wenn Du weißt: Not und Krieg und Krankheit, Plage, ja Tod, dies alles gehört zu Dir und ist nicht alles und nicht das Letzte, so weißt Du mehr als Viele.

Und damit hast Du Deine Seele erweitert und bist stark ge- worden. Besänftige Dich, werde klein, noch kleiner, und in der Stille wirst Du alles finden, was Du suchst.

Schließe die Augen. Weit weg liegen Krieg und Ruinen, ein Nichts bist Du. Aber ein Etwas ist da, das ist, und mit Ihm bist auch Du etwas.

Es ist, und Du kannst alle Namen des Himmels und der Erde aufbieten, ohne noch an den Anfang des Alphabets gekommen zu sein, mit dem Sein Name geschrieben wird.

INHALT

Teil I Die babylonischen Türme

| | |
|------------------------------------------------------------------|----|
| Was ist mit uns Armen? | 5 |
| Unsere Not und die Natur | 7 |
| Aufbau und Einsturz der Gesellschaften | 8 |
| Die babylonischen Türme | 10 |
| Philosophie, Humanismus, Sozialismus gegen die Notlage | 11 |

Teil II Das Zwischenreich der Menschenwelt

| | |
|----------------------------------------------------------|----|
| Der eigentliche Grund der menschlichen Notlage | 17 |
| Das Medium dieser Weltära | 19 |
| Von der Kunst | 22 |
| Das innermenschliche Drama und seine Bühne | 24 |

Teil III Die Weltalter

| | |
|---------------------------------------------|----|
| Der Mensch als Teil eines Systems | 27 |
| Die Reihe der Weltären | 31 |
| Die Tönung unserer Ära | 34 |

Teil IV Gottes Sorge um den Menschen

| | |
|---------------------------------------------------------|----|
| Vorstöße Einzelner zur Behebung der Not | 37 |
| Das Urchristentum und der Sklave | 40 |
| Der Schmerz und sein Sinn | 44 |
| Die Weltära und die menschliche Freiheit | 45 |
| Die Sorge Gottes um den Menschen | 48 |
| Gegenwart und Jenseitigkeit Gottes | 51 |
| Unsere Freiheit vor Gott | 59 |
| Und wie wird sich der Mensch jetzt verhalten? | 64 |

Alfred Döblin,
geboren am 10. 8. 1878 in Stettin, lebt in Baden-Baden.

PI

□ I